# Am Hofe August des Starken.

## (Die Gräfin Cosel.)

---

Historischer Roman

von

**J. J. Kraszewski.**

Autorisirte Ausgabe.

Erster Band.

(1893)

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

# Erster Band.

## 1.
## In vino veritas.

Es war im Herbste. Im königlichen Schlosse zu Dresden, das schwarz und finster über die dunklen Schatten, welche es umgaben, hoch emporragte, herrschte Grabesstille. Der August war kaum zu Ende, die Zeit der Regen und eiskalten Winde noch nicht gekommen, alle Bäume trugen noch ihren vollen Blätterschmuck. Wenngleich die Tage zu dieser Jahreszeit schön, die Nächte lau und klar zu sein pflegen, stürmte es in jener Nacht, da unsere Erzählung beginnt, dennoch mit geradezu winterlichem Ungestüm. Ein kalter, von Norden kommender Wind jagte die dunklen Wolken über den Himmel, zerriß sie und drängte sie wieder zusammen, so daß der blasse Schimmer der Sterne kaum auf Augenblicke sichtbar war.

Am Sanct Georgs-Thor, vor dem Gitter des Schlosses und in den Höfen desselben gingen schweigende Schildwachen langsam auf und nieder. Die Fenster der königlichen Empfangssäle, denen sonst die rauschenden Klänge entzückender Tanzweisen, der Glanz von tausend und abertausend Kerzen entströmten, starrten heute lichtlos in die Nacht hinaus.

Diese Ruhe, diese Todtenstille war eine Seltenheit am Hofe August's II., den man den Starken nannte und der diesen Beinamen in der That verdiente. Besaß er doch die Kraft, nicht

allein Hufeisen, sondern auch Herzen zu brechen, ließ er sich doch von keinerlei Mißgeschick und Kummer bewältigen, blieb er doch immer unerschütterlich, unbeugsam.

Der Dresdener Hof hatte sich durch seinen Glanz einen europäischen Ruf erworben, die Verschwendung, die Pracht, welche dort herrschten, suchten ihresgleichen.

In diesem Jahre aber war August der Starke durch einen schweren Schlag getroffen worden; die polnische Krone, die er sich mit solchen Unkosten erworben hatte, war ihm durch den Schweden entrissen worden, der ihn noch vollends aus Polen vertrieben hatte. Jetzt stand er von neuem auf sächsischem, ererbten eigenen Boden und grübelte über die Wechselfälle des Lebens nach, beweinte sowohl den Wankelmuth der Polen als die Millionen, welche ihn die Königskrone jenes Landes gekostet hatte.

Daß die Polen August den Starken, den so liebenswürdigen, edlen Monarchen, nicht anbeten, für ihn nicht in den Tod gehen wollten, war sowohl dem König als seinen Unterthanen geradezu unbegreiflich. Er zeihte sie, die Polen, des schwärzesten Undanks. Um August's Erbitterung nicht zu steigern, vermied es seine Umgebung aufs sorgfältigste, ein Wort über die Polen oder die Schweden in seiner Gegenwart fallen zu lassen und auf die jüngsten verhängnißvollen Ereignisse anzuspielen, die höchst demüthigend gewesen und für welche König August sich dereinst glänzende Genugthuung zu verschaffen hoffte.

In Dresden lebte man seit der Rückkehr des Königs wieder in Saus und Braus. Man mußte sich doch Mühe geben, die umdüsterte Stirne des liebenswürdigen Monarchen aufzuheitern! Um so auffälliger war daher die tiefe Stille, welche heute im Schlosse herrschte. Die Vorübergehenden waren darüber höchlich verwundert. Wußte man doch, daß der König sich in Dresden befand, hieß es doch, daß er den Entschluß gefaßt habe, Fest an Fest zu reihen, um Karl XII. von Schweden, seinem Feinde, Aerger zu bereiten und ihm zu beweisen, daß dem

starken August das erlittene Mißgeschick nicht sehr zu Herzen gegangen war.

Wer aber in jener stürmischen Nacht bis in den zweiten Hofraum des Schlosses gedrungen wäre, hätte sofort erkannt, daß im Innern des Palais noch reges Leben herrschte.

Die Fenster der ersten Etage waren trotz des kalten Wetters weit geöffnet und durch die Lücken der nicht ganz geschlossenen schweren Vorhänge drang ein heller Lichtstrom. Von Zeit zu Zeit ertönte im Innern der königlichen Gemächer ein lautes Gelächter, auf das ein bald leises, bald lauteres Murmeln mehrerer Stimmen oder auch momentanes Stillschweigen folgte. Oft brach nach einer Rede eine Salve stürmischen Beifalls los und dabei erklang von neuem jenes schallende Gelächter, ein wildes, ausgelassenes Lachen, welches nur von einem Manne kommen konnte, der sich nicht davor zu fürchten brauchte, daß man ihn so lachen höre, daß man ihm dies als unschicklich anrechnen werde.

So oft dieses wilde Gelächter erscholl, hielt die Schildwache unten im Hofe still und blickte secundenlang zu den hell erleuchteten Fenstern hinauf, um dann seufzend ihre monotone Wanderung von neuem fortzusetzen.

Der Contrast zwischen dem anscheinend ausgestorbenen Schlosse, der stummen Stadt, den entfesselten Elementen und der königlichen Orgie war geradezu von peinlicher, fast unheimlicher Wirkung.

Seit jener seltsame Wahnwitzige, der sich Karl XII. nannte, August den Starken besiegt hatte, versammelte dieser seine Freunde immer häufiger zu schwelgerischen Gelagen. König August schämte sich seiner Niederlage derart, daß er es geflissentlich vermied, öffentlich zu erscheinen. Selbst bei Hofe zeigte er sich nicht. Da der Vergnügungssüchtige aber ohne Zerstreuung nicht existiren konnte, war er auf den Gedanken verfallen, die Zeit im Kreise seiner Vertrauten mit Trinken todtzuschlagen.

Es wurde da goldener, köstlicher ungarischer Wein aufgetragen, welcher aus Reben stammte, die alljährlich unter der Aufsicht königlicher Abgesandter abgelesen und gekeltert wurden. Der König ließ die Becher ohne Unterbrechung füllen und leeren, bis endlich der Tag graute, die schlaf- und weintrunkenen Gesellen zu Boden sanken und August lachend sich erhob, um von Hoffmann, seinem Lieblingskammerdiener, unterstützt, das Lager aufzusuchen.

Zu diesen bacchantischen Gelagen wurden nur die Vertrauten des Königs gezogen, weil August, wie man sagte, den Personen, welche er nicht liebte, im weinseligen Zustande höchst gefährlich werden konnte. August's herkulische Kraft machte seinen Zorn fürchterlich. Außerdem besaß der König eine unbegrenzte Gewalt. In den Morgenstunden, wenn er noch nüchtern war, pflegte er sich zu beherrschen. Zwar wurde sein Gesicht im Zorn feuerroth, die Augen schossen Blitze und die Lippen bebten, allein er blieb immer Herr seiner selbst und wandte nur Demjenigen, welcher seinen Zorn erregt, mit einer brüsken Bewegung den Rücken. Anders am Abend. Wehe dem, der ihn Abends reizte! Der Unglückliche, welcher August erzürnte, konnte, ehe er sich's versah, zum Fenster hinausfliegen, um sich die Hirnschale auf dem Pflaster des Hofes zu zerschmettern.

Zum Glück stellten sich diese Zornesanfälle selten ein. Im Privatleben, in intimen Kreisen war August ja der liebenswürdigste, nachsichtigste, gütigste Gebieter der Welt; ja man hatte gar oft bemerkt, daß seine Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit in dem Maße stiegen, als seine Antipathie gegen Jemanden zunahm. Sein Naturell war eben edel und barmherzig und drängte ihn, Diejenigen zu trösten, die er vernichten — mußte. So geschah es, daß Diejenigen, welche auf seinen Befehl nach dem Königstein abgeführt werden sollten, nach jener Festung, wo die in Ungnade gefallenen Günstlinge August's häufig jahrelang schmachteten, am Vorabend vor ihrer Verhaftung von dem

König immer herzlichst umarmt wurden, als wären sie seine besten und liebsten Freunde.

Sich zu unterhalten, das war es hauptsächlich, wonach August strebte. Kein Wunder daher, wenn er sich zuweilen heißhungerige Bären vorführen ließ und sich an dem Schauspiel ergötzte, sie einander auffressen zu sehen. Auch liebte er es, seine Günstlinge betrunken zu machen und sie alsdann gegen einander aufzuhetzen. Wenn die weintrunkenen Gesellen handgemein wurden, wie herzlich konnte August da lachen! Der Anblick war ja so drollig.

Zwietracht in die Geister der Höflinge zu säen, war für den König eine leichte Sache. Kannte er doch die Verhältnisse, ja die Geheimnisse jedes Einzelnen genau. Was immer bei Hofe geschehen mochte, das erfuhr August durch seine Spione, die sich auch gegenseitige Angebereien zu Schulden kommen ließen. Nichts entging ihm, und was er nicht sehen konnte, das errieth er. Niemand wußte, wer den König von allem, was vorging, in Kenntniß setzte. Jedermann beargwohnte seinen Nächsten; der Bruder fürchtete den Bruder, der Gatte die Gattin, die Eltern ihre Kinder.

August den Starken aber erheiterte die Angst dieser guten Leute; er konnte über ihren panischen Schrecken laut auflachen. Es unterhielt ihn, von der Höhe seines Thrones aus der Komödie des Lebens zuzusehen, doch verschmähte er es nicht, sich zuweilen an derselben zu betheiligen und die Rolle des Herkules oder des Apollo zu spielen. Am Abend übernahm er aber am liebsten die des Bacchus.

Der Saal, in welchem sich der König und dessen Gäste befanden, war glänzend erleuchtet. Glitzerndes, blankes Krystall- und Silbergeräth stand auf den eichenen Consolen, ein silbernes Faß mit goldenem Reif thronte auf dem Buffet, in dessen Nähe, rings um einen länglichen Tisch aus geschnitztem Eichenholz, die Genossen der schwelgerischen Gelage des Königs saßen. Unter ihnen bemerkte man den vor Kurzem aus Rom zurückgekehrten

Grafen Taparel Lagnasco, Wackerbarth aus Wien, Watzdorf, den sogenannten „Bauern von Mansfeld“, Fürstenberg, Friesen, Vitzthum, Hoym und den berühmten Friedrich Wilhelm Freiherrn von Kyau, einen der geistreichsten Männer seiner Zeit, der, mit unversiegbarem Witze begabt, trotz seiner ewig ernsthaften Miene die Fähigkeit besaß, die betrübtesten, verdrießlichsten Menschen zum Lachen zu bringen.

Starr vor sich hinsehend, einen düsteren, brütenden Ausdruck auf dem sonst so heiteren Gesichte, saß August am oberen Ende des Tisches, das Haupt auf den auf der Lehne des Sessels ruhenden Arm gestützt. Die leeren Flaschen, welche neben seinem Pocal vor ihm auf dem Tische standen, lieferten den Beweis, daß er nicht eben jetzt zu zechen begonnen. Indes hatte der göttliche Nektar heute nicht die gewöhnliche Wirkung gehabt, sein goldener Reflex war noch nicht auf die düsteren Gedanken des Fürsten gefallen, dessen ganzes Wesen Schwermuth athmete.

Die Gäste nahmen wiederholt einen Anlauf, ihren Gebieter zu erheitern. Vergebens! Träumend starrte er ins Leere; er sah sie nicht, er hörte sie nicht. Dieses Benehmen war auffallend genug von Seite eines Fürsten, der stets bemüht war, sich zu zerstreuen und zu unterhalten, und der alles auf die leichte Achsel zu nehmen pflegte. Kein Wunder daher, daß ihn die Höflinge nicht ohne Bestürzung von der Seite ansahen und bedenklich die Köpfe schüttelten.

„Gott steh' uns bei!“ raunte Fürstenberg seinem Nachbar Wackerbarth ins Ohr. „Sieh' Dir den König an! Was mag ihn plötzlich verstimmt haben? Es ist schon elf Uhr. Um diese Stunde pflegt er sonst über alle Maßen fröhlich zu sein. Wir unterhalten ihn nicht . . . .“

„Dafür kann ich nicht, bin ich doch nur ein Fremder hier,“ fiel Wackerbarth in leisem Tone ein und drückte seine weinseligen Augen zu. „Ihr, die Ihr immer um ihn seid, solltet doch wissen, was ihm fehlt.“

Hier wandte sich Graf Lagnasco gegen die beiden Herren und bemerkte: „Vermuthlich langweilt ihn die Lubomirska."

„Ich glaube eher, daß die Schweden an seiner üblen Laune schuld sind," sagte der Wiener. „Donnerwetter, so eine Niederlage ist unverdaulich . . . ."

„Bah!" unterbrach ihn Fürstenberg. „Er denkt gar nicht mehr an die Schweden. Seid unbesorgt, Wackerbarth, Schweden findet dereinst seinen Meister, und das kommt dann uns zugute. Nein," fuhr er mit gedämpfer Stimme fort, „nicht Schweden ist's, was des Fürsten Herz beschwert, sondern die Lubomirska, deren er überdrüssig ist. Lagnasco hat Recht. Es ist unumgänglich nothwendig, daß wir für ihn eine neue Maitresse finden."

„Ist das nicht leicht genug?" fragte Wackerbarth.

„Gewiß," lachte Lagnasco. „Immerhin hättet Ihr wohl gethan, uns aus Wien eine neue Esterle mitzubringen."

Das Gespräch verstummte, denn August war aus seinem stillen Brüten erwacht und ließ jetzt seinen scharfen Blick über die Gäste schweifen. Seine Augen blieben an dem am unteren Ende der Tafel sitzenden Freiherrn von Kyau haften. Der wunderliche Mann schien sich über seinen Gebieter oder vielmehr über dessen Stimmung lustig zu machen; denn er hatte die Beine von sich gestreckt und zog aus seiner Brust die tiefsten Seufzer hervor. Das Haupt ruhte melancholisch auf seiner Rechten, während die linke Hand schlaff herabhing. Er sah in dieser Stellung so komisch aus, daß August unwillkürlich lachen mußte. Nun brachen selbstverständlich sämmtliche Höflinge in helles Lachen aus, obwohl nur Einige von ihnen wußten, worüber der König zu lachen geruht hatte.

Kyau rührte sich nicht.

„Nun, Kyau, was ist Dir?" rief August in heiterem Tone. „Hast Du kein Geld? Hat Deine Geliebte Dich betrogen? Wer Dich sieht, möchte glauben, ein unsichtbarer Geier zerfleische Dein Inneres. Sprich, Prometheus, was fehlt Dir?"

„Mich quält kein persönliches Uebel, mein Fürst," seufzte der Baron. „Ich habe weder Hunger noch Durst, mich drückt weder Liebe noch Eifersucht, noch Mangel an Geld. Trotzdem bin ich verzweifelt."

„Wer aber hat Dich in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt?" rief August.

„Kein Geringerer als Euere Majestät," erwiderte in tragischem Tone Kyau. „Was mich so traurig stimmt, ist das Schicksal meines geliebten, unglücklichen Gebieters. Schön wie ein Gott, stark wie ein Herkules, schien er mit seinem edlen Herzen und seiner unvergleichlichen Tapferkeit zum Glück geboren, die Welt sollte zu seinen Füßen liegen — und dennoch besitzt er nichts, nichts!"

„Wahr, wahr!" murmelte August mit zusammengezogenen Brauen und gesenktem Blick.

„Wir sind hier unser Viele und Keinem von uns gelingt es, unseren königlichen Herrn aufzuheitern," fuhr Kyau mit komischem Pathos fort. „Seine Maitressen altern und hintergehen ihn, sein Wein versauert, sein Geld wird gestohlen. Wenn er aber seine treuen, ihm ergebenen Diener zu fröhlichem Gezeche herbeiruft, so thut er ihnen mit der Miene eines Leichenbitters Bescheid. Das ist's, mein Fürst, was mich bekümmert."

August erfaßte lächelnd seinen Pocal und stieß ihn wiederholt gegen den Tisch. In Folge dessen stürzten die beiden Zwerge, welche bislang regungslos neben dem Buffet gestanden hatten, herbei und stellten sich in ehrerbietiger Haltung vor dem König auf, seines Befehles gewärtig.

„Tramm," sagte August zu einem der beiden Zwerge mit aufgeheiterter Miene, „schaff' uns Ambrosia! Wahrlich, der Wein den wir getrunken, war allzu zahm!"

„Ambrosia" nannte man jenen berühmten Wein, den Zichy eigens für den König aus nicht gekelterten Trauben hatte bereiten lassen. Es war geradezu ein einziger Wein, süß und ölig,

dabei aber heimtückisch, daß er einen Riesen umzuwerfen vermochte. Die beiden Zwerge eilten aus dem Saale. Nach einigen Secunden erschien ein Neger in orientalischer Tracht, in den Händen ein silbernes Servirbrett, auf welchem ein ungeheuerer Krug stand. Die Herren erhoben sich von ihren Sitzen und verneigten sich mit komischem Ernste vor dem göttlichen Nektar. König August aber rief, gegen Kyau gewendet:

„Baron, ich ernenne Dich zu meinem Mundschenk. Walte Deines Amtes!"

Kyau betrachtete die Gläser, welche die Zwerge unterdessen auf den Tisch gestellt hatten. Sie schienen ihm nicht zuzusagen. Nachdem er den Kleinen leise einige Worte zugeflüstert hatte, brachten sie eine Anzahl Gläser von verschiedener Größe herbei.

Mit der straffen Haltung eines Mannes, der sich seiner Würde wohl bewußt ist, stellte Kyau die Gläser auf. Rings um den königlichen Pocal kam ein Kranz kleiner Gläser zu stehen, welche von einem Kreise noch kleinerer umgeben wurden. Unter den letzteren fanden sich welche, die nicht größer als ein Fingerhut waren.

Die Gäste beobachteten schweigend das Beginnen des Mundschenken. Kyau nahm den Krug und begann den Wein auszuschenken. Zunächst füllte er die kleinsten Gläser; wenngleich jedes einzelne Gläschen nur wenige Tropfen Weines zu fassen vermochte, so war doch die Zahl der Gläschen so groß, daß der Mundschenk zwei Drittel des Kruges leeren mußte, um sie zu füllen. Der Rest wurde in die größeren Gläser gegossen; für den König waren nur wenige Tropfen geblieben. Kyau tröpfelte die Neige des Kruges in den fürstlichen Pocal und blickte zum König hinüber.

„Ein sauberer Mundschenk, fürwahr!" rief August. „Du scheinst zu glauben, daß ich zuletzt bedient zu werden verdiene. Was soll das bedeuten?"

Die Herren lachten verlegen. Kyau aber sagte, den leeren Krug auf den Tisch setzend, mit der Ruhe, die ihm eigen war:

„Die Antwort auf die Frage ist nichts weniger als neu; was Euere Majestät jetzt sah, sehen Sie ja alle Tage. Wie ich mit dem Weine verfuhr, so verfahren die Minister unseres königlichen Herrn mit den Einkünften des Staates. Zunächst füllen die unteren Beamten ihre Säckel, hierauf thun die höheren ein Gleiches und kommt endlich die Reihe an den König, so ist nichts mehr da . . ."

„Bravo!" unterbrach ihn händeklatschend der Fürst. „Dieses Gleichniß wäre eines Aesop würdig gewesen! . . . Jetzt aber lass' schnell auch für mich Wein herbeibringen, auf daß ich mein Glas auf Dein Wohl leeren kann."

Kaum war der Fürst mit seiner Rede zu Ende, als der Neger mit dem ambrosischen Weine erschien. Während Kyau den riesigen Pocal des Fürsten füllte, fiel so mancher böse Blick auf ihn. Wie sehr die Herren auch über den Einfall des Mundschenken gelacht hatten, Jeder ärgerte sich im Stillen darüber. Indes traten alle mit lächelnder Miene vor König August hin, beugten ein Knie und hielten die gefüllten Becher, welche sie in den Händen hatten, hoch empor.

„Es lebe der sächsische Herkules!" rief Kyau. Der Toast ging von Mund zu Mund und August leerte seinen Pocal nach einem gnädigen Kopfnicken gegen den Baron, während die Herren aufsprangen, gleichfalls ihre Gläser leerten und dann wieder an dem Tische Platz nahmen.

„Mein Herr und König," rief Fürstenberg, „lass' uns von dem reden, von dem allein zu dieser Stunde gesprochen werden sollte, von den Wesen, welche bei Tag und Nacht regieren: von den Frauen!"

„Wohlan, es soll ein Jeder uns das Bild der Dame seines Herzens zeichnen," sprach August. „Fange Du an, Fürstenberg!"

Ein boshaftes Lächeln umspielte bei diesen Worten die Lippen des Fürsten. August's Liebling aber wurde über und über roth; er warf einen verzweifelten Blick auf seinen hohen

Gebieter und bat ihn, er möge ihm die Beschreibung seiner Schönen erlassen.

„Nein, nein!“ riefen mehrere Stimmen zugleich. „Das Porträt, Fürstenberg, das Porträt!“

Fürstenberg zögerte, er hatte vollauf Grund hierzu. Denn die Dame, in welche er in einem kritischen Moment des Lebens sich verliebt hatte oder vielmehr zu haben vorgab, diese Dame schminkte sich die Jugendfrische an und zählte mehr als vierzig Jahre. Frau von Friesen war Witwe und besaß viel Geld, während Fürstenberg keines hatte. Er strebte zwar nicht nach der Hand der reichen Witwe, aber er war ihr steter Begleiter. Sowohl bei allen Festen wie auf der Reise sah man ihn immer mit ihr.

Die Gesellschaft bestand darauf, daß Fürstenberg ihr seine Schöne schildere. Alle schrien durcheinander. Endlich wurde der Lärm so groß, daß der König Stillschweigen gebot.

„Du sträubst Dich vergebens, Fürstenberg,“ rief August lachend. „Muth, mein Junge, und fange an! Male sie uns vor, wie sie sich selbst nicht schöner malen könnte.“

Der junge Mann leerte sein Glas in Einem Zuge, wie um sich Muth zu machen, und begann:

„Die Dame meines Herzens ist die Blume der Frauen. So mancher unter Euch dürfte anderer Meinung sein, dürfte meiner Dame einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre Schönheit künstlichen Mitteln verdankt. Was verschlägt's? Ist doch dadurch ihre Schönheit ewig, wie die der Unsterblichen, braucht sie doch das nicht zu fürchten, was so Viele ängstigt — den Zahn der Zeit!“

Schallendes Gelächter unterbrach diese Rede.

„Hoym!“ rief jetzt August und heftete seinen Blick auf Fürstenberg's Nachbar, einen Mann von schönem Körperbau, dessen Gesicht mit den kleinen, listigen, stechenden Augen jedoch nicht besonders anziehend war. „Hoym, jetzt ist an Dir die Reihe,

zu erzählen. Wir lassen keinerlei Ausflüchte gelten. Du bist, was die Weiber betrifft, ein feiner Kenner, und Glück hast Du bei den Frauen, wie kein Anderer. Auch wissen wir alle, daß galante Abenteuer Dir zum Bedürfniß geworden sind. Erzähle uns also eine lustige Geschichte — beichte, Hoym, beichte! Du weißt ja, daß das, was an diesem Orte zur Sprache kommt, nie ausgeplaudert wird."

Hoym lachte vergnügt und blinzelte die Gäste der Reihe nach an. Die Bewegungen seines Kopfes, der bald nach dieser, bald nach jener Seite fiel, sein gezwungenes Lächeln, seine glühenden Wangen, kurz, alles an ihm verrieth, daß er betrunken war.

Sowohl dem König als seinen Gefährten war es angenehm, daß sich der Finanzminister Hoym in einem Zustande befand, wo die Zunge sich durch den Verstand nicht im Zaume halten läßt. Sie hofften die ergötzlichsten Geschichten aus dem Munde des Betrunkenen zu vernehmen.

Hoym stand im Rufe eines Don Juan. Es hieß zwar, daß er seit einigen Jahren einen gesetzteren Lebenswandel führe, weil er sich verheiratet habe. So Mancher wußte indes, daß er noch immer seinen galanten Abenteuern nachging, daß es aber jetzt im Stillen geschah, während er früher aus seinem Glück bei den Weibern kein Hehl gemacht hatte. Seine Gattin sah man nie — es hieß, daß Hoym sie irgendwo auf dem Lande verborgen halte.

Auf ein Zeichen des Königs füllte Kyau den Becher des Finanzministers. Dieser nahm den Pocal und trank den ambrosischen Wein mit jener unbewußten Gier, welche den Betrunkenen, die der Nachdurst verzehrt, eigen ist. Sein Gesicht wurde feuerroth.

„Meine Maitresse soll ich schildern?" lallte Hoym. „Wie wäre das möglich, da ich keine Maitresse besitze. Wozu auch? Ist doch meine Frau schön wie eine Göttin."

Auf diese Worte folgte allgemeines Gelächter. Nur der König blieb ernst und blickte Hoym unverwandt an.

„Warum lacht Ihr?“ fragte Hoym mit schwerer Zunge. „Glaubt Ihr, was ich gesagt, sei nicht wahr? O, wer meine Frau nicht gesehen hat, weiß nicht, wie Venus aussah. Ja, ich bin überzeugt, daß Aphrodite neben ihr für eine Waschfrau gelten würde. Haha! Wie wäre es möglich, sie zu schildern? Ihre Augen sind von unwiderstehlicher Gewalt, ihre Formen von classischer Schönheit, ihr Lächeln ... ah, dieses einzige Lächeln! ...“

Die Einen zuckten mit den Achseln, die Anderen lächelten ungläubig. August aber schlug mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Weiter, weiter! Und seufze nicht so oft; schildere rascher und besser! Wir wollen ein anschauliches Bild von diesem unvergleichlichen Geschöpfe haben.“

„Ihr Lächeln ist unbeschreiblich,“ fuhr der Finanzminister in fast unverständlichem Lallen fort. „Leider lächelt sie nur selten; denn meine Göttin ist streng, ja furchtbar!“

Er hielt inne.

„Fahre fort,“ herrschte ihn August an. „Beschreibe uns ihre Schönheit.“

„Wer vermöchte die Vollkommenheit zu schildern?“ lallte Hoym und starrte zu der Decke des Saales empor.

„Ich fange an, zu glauben, daß seine Gattin in der That schön ist,“ bemerkte Lagnasco.

„Liebt er sie doch seit drei Jahren,“ rief ein anderer Edelmann. „So lange ist's, daß er auf fremdem Gebiete nicht mehr jagt.“

„Bah, er übertreibt!“ meinte Fürstenberg. „Er ist ja betrunken. Schöner als die Teschen-Lubomirska kann seine Frau nicht sein.“

Hoym warf einen scheuen Seitenblick auf den König. Dieser fragte ihn in ruhigem Tone, ob seine Gattin wirklich schöner

sei als Lubomirska, seine, August's Geliebte. „Sei aufrichtig," fügte August hinzu. „Hier braucht man nichts zu berücksichtigen als die Wahrheit."

„O, mein Fürst!" rief Hoym in heller Verzückung, „die Prinzessin ist schön, ich weiß es; meine Frau ist aber beiweitem die Schönere von Beiden, ja ich behaupte, daß der Hof, die Stadt, ganz Sachsen, ganz Europa nicht ihresgleichen aufzuweisen hat. Welch' ein Weib! Ein einziges Wesen!"

Hoym hielt plötzlich inne. Sein Blick war zufällig auf August gefallen und der lauernde Ausdruck seines Gesichtes hatte ihn erschreckt. Der König schien keines seiner Worte, keine seiner Bewegungen verlieren zu wollen. Der Schrecken ließ in Hoym die Besinnung wieder aufdämmern; er wollte seine Worte zurücknehmen, aber es war schon zu spät. Er schwieg, und ohne auf die Zurufe der Gesellschaft zu achten, die ihn bat, in seiner Rede fortzufahren, ließ er sein Haupt auf die Brust sinken, um den seltsamsten Gedanken nachzuhängen.

August aber winkte dem Freiherrn von Kyau, die Becher zu füllen. Der königliche Mundschenk gehorchte, worauf Fürstenberg einen Toast auf August-Apollo ausbrachte.

Die Herren erhoben sich. Einige leerten ihre Gläser mit gebeugtem Knie, Andere stehend. Hoym wankte und mußte sich auf die Tischplatte stützen, um sich aufrecht zu halten. Die Trunkenheit, welche der Schrecken momentan verscheucht hatte, kehrte mit verdoppelter Vehemenz zurück; ohne zu wissen, was er that, nahm er sein volles Glas in die zitternde Hand und trank es aus.

Hinter dem Sessel des Königs stand Fürstenberg, August's treuer Gefährte, der Vertraute all seiner galanten Intriguen dem er den familiären kurzen Beinamen „Fürstchen" gegeben hatte.

„Fürstchen," begann August-Apollo, gegen seinen Günstling gewendet, in gedämpftem Tone, „der Accisor hat die Wahrheit gesprochen. Wir müssen ihn zwingen, uns den Schatz, welchen

er seit einigen Jahren so behutsam verbirgt, zu zeigen. Ich gebe Dir carte blanche — thu', was Du willst; spare weder Geld noch Mittel, nur zeige sie mir. Ich will seine Frau sehen."

Fürstenberg lächelte. Diese Laune konnte ihm und Anderen Vortheil bringen. Prinzessin Teschen, die augenblickliche Geliebte des Fürsten, hatte viele Feinde, namentlich unter den Parteigängern und Freunden des Kanzlers Beichling, dessen prächtiges Palais in der Pirna'schen Gasse nach seinem Sturze in ihren Besitz übergegangen war. Zwar vertheidigte Fürstenberg die Maitresse des Königs gegen alle Angriffe seitens der Damen des sächsischen Hofes, aber das verhinderte ihn nicht, jetzt gegen sie aufzutreten, sie der Gefahr auszusetzen, von einem anderen Weibe verdrängt zu werden.

Die etwas verwelkte Schöne mit dem sentimentalen Wesen begann August, der bei den Frauen ein heiteres, muthwilliges Naturell liebte, zu mißfallen. Fürstenberg, der dies wußte, errieth den Hintergedanken seines Gebieters. Er trat zu dem Finanzminister und raunte ihm ins Ohr:

„Accisor, Accisor! Ich erröthe für Dich, denn Du hast eine freche Lüge ausgesprochen; Du hast Dich über uns lustig gemacht. Vergaßest Du, daß Dein König zugegen ist? Wir wollen ja glauben, daß Deine Frau kein gewöhnliches Weib ist, allein eine Venus, eine Göttin, eine Teschen ist sie nicht! Gestehe es nur, Du hast übertrieben!"

„Tausend Donnerwetter!" schrie der Betrunkene, „ich habe nicht gelogen! Jetzt aber laßt mich in Frieden, Blitz-Element!"

August nahm die Heftigkeit Hoym's nicht übel. Bei den königlichen Trinkgelagen war alles erlaubt. Im betrunkenen Zustande durften die unbedeutendsten Gäste den Goliath ungestraft umarmen.

„Hoym!" rief Fürstenberg laut, „ich wette tausend Ducaten, daß Deine Frau die Schönen des Hofes an Anmuth nicht übertrifft."

„Die tausend Ducaten sind mein!“ jubelte der Accisor. „Sie sind mein!“

„Darüber werde ich entscheiden,“ fiel August in ernstem Tone ein, „und zwar ohne Verzug. Hoym muß seine Gattin nach Dresden kommen lassen und sie uns bei dem nächsten Hofball vorstellen.“

„Er soll sofort schreiben! Sogleich! Der königliche Eilbote bestellt den Brief!“ riefen verschiedene Stimmen.

Das erforderliche Schreibzeug herbeizubringen und Hoym eine Feder in die Hand zu drücken, war das Werk eines Augenblicks. Auf ein Zeichen des Königs fing der unglückliche Mann an zu schreiben, was ihm August dictirte. Sobald die an seine Frau gerichtete Aufforderung, unverzüglich nach Dresden zu kommen, zu Papier gebracht war, entriß man ihm den Brief und einer der Höflinge stürzte mit demselben davon, um dem Eilboten des Königs den Befehl zu ertheilen, das Schreiben nach Laubegast zu befördern.

„Fürstchen,“ flüsterte der König seinem Günstling ins Ohr, „ich fürchte, daß Hoym seinen Befehl widerrufen würde, wenn er zur Besinnung erwachte. Gieb ihm zu trinken, bis er sich nicht mehr rühren kann.“

„Sire, er hat sich ja bereits fast zu Tode getrunken,“ meinte Fürstenberg.

„Desto besser!“ lachte der König. „Wenn er stürbe, ließe ich ihn auf meine Kosten mit Gepränge bestatten. Es fände sich schon Jemand, der den Accisor ersetzte.“

Dieser Scherz, der keineswegs im Flüsterton vorgebracht worden war und den die Zunächststehenden gehört hatten, veranlaßte einige Höflinge, sich um den beklagenswerthen Accisor zu schaaren und ihn durch hunderterlei Sticheleien und Toaste zu zwingen, Glas auf Glas zu leeren. Eine halbe Stunde später fiel Hoym, wie vom Schlage gerührt, vom Stuhle herab.

Auf einen Wink des Königs sprangen zwei Heiducken herbei, um den Finanzminister aufzuheben und ihn aus dem Saale zu schaffen. Weniger aus Mitleid als aus Vorsicht ließ man den Bewußtlosen in ein an das Cabinet des Königs anstoßendes Gemach bringen, statt ihn in seine Wohnung zu transportiren. Er wurde auf ein Ruhebett gelegt und dem Riesen Cojanus mit dem gemessenen Befehl übergeben, nicht zu gestatten, daß er das Schloß verlasse, für den Fall, als er aufwache und nach Hause zu gehen wünsche. Es wäre indes nicht nöthig gewesen, diese Vorsichtsmaßregel zu treffen. Denn Hoym verbrachte unter erbärmlichem Stöhnen die ganze Nacht in bewußtlosem Zustande.

Im Trinksaale wurde die Orgie fortgesetzt, nachdem die Heiducken mit dem Accisor ihn verlassen hatten. Der König war bei heiterster Laune; seine Ausgelassenheit spiegelte sich auf den Gesichtern sämmtlicher Hofleute ab. Als der Tag zu grauen anfing, wurde August, der allein noch aufrecht saß, von den Heiducken auf sein Lager gebracht.

Vielleicht beschuldigt mich der Leser der Uebertreibung .... Ach, leider entspricht jeder Zug, jede Einzelheit dieses Zeitgemäldes, selbst die geringfügigste, der reinen Wahrheit.

Fürstenberg, der sich geschickterweise die volle Klarheit seines Geistes zu bewahren gewußt hatte, richtete sich in die Höhe und betrachtete eine Weile schweigend den Schauplatz der Orgie. Dann sagt er bei sich: „Uns steht eine neue Herrschaft bevor. Lubomirska ist ein gefährliches Weib; sie macht sich allzuviel mit der Politik zu schaffen, sie könnte sich noch einen uns verhängnißvollen Einfluß erringen und den König nach Willkür leiten. Wozu brauchte August eine Frau von Verstand? Den König lieben, ihn unterhalten, darin besteht die Mission einer Favoritin. Wir werden uns diese Hoym ansehen! . . .“

---

## 2.
# Anna von Hoym.

Laubegast liegt zwei Stunden von Dresden an dem Ufer der Elbe. Zu jener Zeit bestand das kleine Dorf nur aus wenigen, inmitten uralter Linden und Buchen und hoher Tannen gelegenen, von reichen Edelleuten bewohnten Häusern.

Dorthin begab sich insgeheim der Finanzminister August's II., so oft es ihm die Geschäfte erlaubten, und brachte daselbst den Abend oder einen Theil des Tages zu. War der König nicht in Dresden, so hielt sich Hoym ganze Wochen in Laubegast auf.

Hoym's Haus in Laubegast glich allen übrigen Häusern jener Zeit. Auf dem hohen Dache bemerkte man die den französischen Gebäuden eigenthümlichen Mansarden, die Mauern waren mit Statuen und Zierat in halb erhabener Arbeit geschmückt. Die Arbeiter, welche aus Dresden gekommen waren, das Haus zu restauriren, hatten dem bescheidenen Gebäude fast ein elegantes Aussehen gegeben. Man sah es demseben an, daß sein Besitzer bemüht gewesen war, es zu verschönern. Den kleinen Hof umgab ein geschmackvolles Gitterwerk, das von Vasen tragenden Säulen durchbrochen war; zwei Pfeiler, welche die übrigen Säulen überragten, bildeten das Portal und trugen eine Gruppe pausbackiger Engel, welche ihrerseits zwei Laternen emporhielten.

Hübsche Statuen und Marmorvasen mit exotischen Blumen schmückten das Peristyl. Von mächtigen Bäumen umgeben, sah das Gebäude stattlich genug aus. Doch es herrschte eine klösterliche Stille darin, es war dort öde wie in einer Ruine. Man vermißte jene zahlreiche, lärmende, hin und her rennende Dienerschaft, die den herrschaftlichen Häusern eigen ist. Zwei alte Kammerdiener, einige Mägde und eine Dame, welche gegen Abend, ein Buch in der Hand, in dem Garten unter den hohen

Bäumen lustwandelte, schienen die einzigen Bewohner des Hoym'schen Hauses zu sein.

Der Anblick dieser Dame erregte bei den Bewohnern von Laubegast zugleich Ehrfurcht und Bewunderung. Im Gebüsche und hinter den Baumgruppen versteckt, lauerten sie ihr auf, um sie zu betrachten. Sie war aber auch eine seltsame Erscheinung für jenen Ort.

Niemand hatte noch etwas Aehnliches erschaut, etwas Schöneres erträumt. Die junge Frau war von hoher Gestalt und edler Haltung. Sie hatte schwarze, klare, durchdringende Augen und eine selten schöne, blendend weiße Hautfarbe. Wenn sie so unter den hohen Bäumen dahinschritt, strahlend von Jugend und Schönheit, erfüllte sie Diejenigen, welche sie sahen, mit einer Art Scheu. Es lag etwas Gebieterisches, Königliches in ihrem Wesen, so daß Jedem bei ihrem Anblick die Lust anwandelte, sich ihr zu Füßen zu werfen.

Sie war immer traurig und ernst ... Ihre Augen, ihre Lippen lächelten nie; wenn sie zum heiteren Himmel emporschaute, so drückte ihr Blick nicht die mindeste Freude aus. Sie sah gewöhnlich entweder still vor sich hin oder ihre Augen hafteten unverwandt an der grauen Wasserfläche der Elbe oder an den farbenreichen Blumen des Gartens, die sie niemals pflückte und deren Duft sie nie einsog. Sie schien unglücklich zu sein. Oder empfand sie nur Langeweile? Jedermann wußte, daß sie seit mehreren Jahren ein fast ganz einsames Leben führte. Es besuchte sie niemand außer Frau von Vitzthum, die Schwester ihres Gatten. Hoym war es nichts weniger als angenehm, daß Anna mit seiner Schwester verkehrte. Er wußte, daß diese einst bei August II. eine Zeit lang in Gunst gestanden und noch immer die Hoffnung hege, den verlorenen Einfluß wiederzugewinnen. Hoym suchte seine Frau gegen die Cabalen des Hofes zu wappnen; er hätte seine gefährliche Schwester von ihr fernzuhalten gewünscht. Allein Frau von Vitzthum zuckte bei seinen Bitten, der

unschuldigen Anna keine Schilderungen des verderbten Dresdener Hofes zu machen, die Achseln, und hörte nicht auf, ihre Schwägerin zu besuchen, ihr skandalöse Histörchen über August den Starken und dessen Umgebung zu erzählen.

Die arme Einsiedlerin langweilte sich zum Sterben; die Lecture und die Promenaden bildeten ihren einzigen Zeitvertreib. Sie verschlang die frommen, schwärmerischen Werke protestantischer Schriftsteller und verließ das Haus nur unter der Obhut eines alten Kammerdieners.

Dieses einförmige Leben war freilich monoton genug; dafür brachten auch die Leidenschaften keine Stürme in dasselbe. Hoym, der im Anfange seiner Ehe mit Anna ungemein zärtlich und zuvorkommend gegen diese gewesen, Hoym war von allzu leichtfertigem Wesen, als daß er lange seinen liederlichen Neigungen hätte widerstehen können. Er war des Glückes zuletzt überdrüssig geworden und vergaß jetzt zuweilen, daß er eine Frau besaß. Zwar liebte er sie noch immer, aber auf eine Weise, das heißt mit Eifersucht. Er suchte seinen Schatz vor der ganzen Welt zu verbergen und erlaubte seiner Gattin nur dann zu ihrer Zerstreuung nach Dresden zu kommen, wenn der König und der Hof nicht daselbst weilten und die Hauptstadt wie ausgestorben war.

Die Gefangenschaft der letzten Jahre hatte die junge Frau mit tiefster Verbitterung erfüllt, die traurigsten Gedanken in ihr erregt, einen Abscheu vor der Welt in ihr wachgerufen, der sie ascetisch stimmte. Für sie war das Buch des Lebens geschlossen; sie hatte sich darein ergeben, freudelos zu vegetiren, bis ihr Geist erlösche, und sie war doch schön wie ein Engel, zählte nur vierundzwanzig Jahre und sah so jung aus, daß sie für ein achtzehnjähriges Mädchen gelten konnte.

Frau von Vitzthum, die im Alter der glühenden Leidenschaften sowohl ihre Jugendfrische als einen Theil ihrer Reize verloren hatte, konnte ihrer Schwägerin diesen Anschein ewiger Jungfräulichkeit nicht verzeihen. Auch die herrlichen

Eigenschaften der jungen Frau bereiteten ihr Aerger; ihr edler Tugendstolz, die Entrüstung, welche jedwede Ausschweifung in ihr hervorrief, ihre Verachtung für Intriguen und Lügen, ihre wahrhaft königliche Hoheit erfüllten die so lebensfrohe, lebhafte und falsche Frau mit Neid und Bitterkeit. Oft regte sich in ihr der Wunsch, Anna gedemüthigt zu sehen.

Frau von Hoym liebte ihre Schwägerin nicht; im Gegentheil, sie empfand tiefe Abneigung vor ihr. Ihren Gatten aber verachtete sie. Von Frau von Vitzthum hatte Anna schon längst erfahren, daß Hoym ihr untreu war. Mit einem Blick hätte sie es vermocht, ihn zu ihren Füßen hinzustrecken; sie war sich ihrer Allmacht bewußt, allein sie schätzte ihren Gatten zu gering, als daß sie gewünscht hätte, ihn zu bestricken. Sie empfing ihn mit Kälte und entließ ihn mit Gleichgiltigkeit. Seine Zornesausbrüche vermochten nicht, sie aus ihrer Apathie aufzurütteln oder sie zu veranlassen, ihre würdevolle Haltung aufzugeben.

Jeder Tag währte in Laubegast eine Ewigkeit. In den langen, einsamen Stunden gedachte die junge Frau oft der Heimat, des geliebten Holstein, und faßte alsdann den Entschluß, nach Brockdorf zu den Ihrigen zurückzukehren, einen Entschluß, den sie aber alsbald wieder aufgab, weil sie von Seite ihrer Angehörigen nichts als Gleichgiltigkeit zu erhoffen hatte. Ihre Eltern waren schon längst gestorben. Auch war es wahrscheinlich, daß sie am Hofe der Prinzessin von Braunschweig, einer geborenen Fürstin Holstein-Plön, keine Aufnahme finden würde, weil diese ihr wohl noch nicht verziehen haben mochte, daß sie, Anna, ihre Hand gegen den Prinzen Ludwig Rudolf erhoben hatte, als dieser einst, von der Schönheit des Mädchens entzückt, den Versuch machte, dasselbe zu küssen.

Wenn auch Dresden in geringer Entfernung von Laubegast lag und die Equipagen und Reiter der Hauptstadt zu jeder Stunde des Tages durch den Ort kamen, so war es Frau von Hoym dennoch gelungen, von keinem der Höflinge August's

jemals gesehen zu werden. Von Keinem? Nein. Einer hatte sie erblickt, und zwar ein junger Pole, der vom Zufall oder vielmehr durch ein tückisches Verhängniß an den Hof August's II. gezogen worden war.

Während seines ersten Aufenthaltes in Polen unterließ August der Starke es nicht, die wunderbare Kraft, welche ihm die Natur verliehen hatte, zur Schau zu bringen. Täglich gab er den polnischen Edelleuten nach der Mahlzeit einige Kunststücke zum Besten, welche darin bestanden, daß er einen Pocal aus massivem Silber zermalmte, Thaler und Pferdehufe zerstückte. In Piekary sahen einmal August's Gäste staunend, aber schweigend einer solchen Kraftparade zu. Sie mochten sich im Stillen fragen, was diese Riesenhände, in welche das Schicksal Polens gelegt worden war, aus ihrem Lande machen würden; da brach der Erzbischof von Kujavien plötzlich das Stillschweigen, überhäufte den König mit Complimenten, fügte aber, anscheinend harmlos, hinzu, daß er einen Mann, einen Jüngling, kenne, der das Gleiche zu leisten vermöge.

Zornesröthe ergoß sich über König August's Gesicht. Da es aber am Anfang seiner Regierung war und er es für politisch hielt, den Liebenswürdigen zu spielen, verbarg er den Unwillen, den die Worte des Bischofs in ihm geweckt, und bat diesen, ihm seinen Nebenbuhler vorzustellen. „Ihm sei noch nie im Leben ein Mensch begegnet," fügte der König hinzu, „der sich mit ihm hätte messen können."

Der Bischof verbeugte sich und versprach, dem Befehle gelegentlich nachzukommen, nahm sich aber im Stillen vor, dies aus Schicklichkeitsgründen zu unterlassen. Erst nachdem August ihn an sein Versprechen gemahnt, ließ er Zaklika, so hieß der junge Herkules, durch seine Leute suchen.

Zaklika, der einer alten, verarmten, adeligen Familie Polens entstammte und nicht die Mittel hatte, den in der Armee ihm gebührenden Rang einzunehmen, arbeitete seit einiger Zeit in

einer dunklen Kanzlei in Warschau, um sich das tägliche Brot zu verdienen. Dort fanden ihn die Abgesandten des Bischofs. Da seine Kleidung nichts weniger als hoffähig war, ließ ihn der geistliche Herr vom Kopf bis zu den Füßen ausstatten. Mit dem Aussehen seines Schützlings wohl zufrieden, wartete der Bischof auf einen günstigen Augenblick, ihn dem König vorzustellen. Dieser Moment ließ nicht lange auf sich warten. Schon bei der nächsten Kraftschaustellung wandte sich der starke August gegen den in einer Ecke des Saales sitzenden Bischof Kujavien und sagte:

„Hochwürden, wo bleibt jener starke Mann, den Ihr uns zu zeigen versprachet?"

Der Bischof gab eine ausweichende Antwort; als aber der König darauf bestand, den jungen Herkules zu sehen, ließ er den polnischen Edelmann kommen.

Zaklika war von hoher Gestalt und von schönem, kräftigem Wuchs, doch sah er nicht aus wie ein Herkules, denn er war sehr schüchtern und hatte rosige Wangen wie ein junges Mädchen.

August der Starke lächelte, nachdem er Zaklika mit den Augen gemessen hatte. Da dieser von Adel war, durfte er dem König die Hand küssen. Hierauf ergriff August einen der beiden Silberpocale, welche vor ihm auf dem Tische standen, schloß denselben in seine Hand ein und zerdrückte ihn; der Wein, welcher sich auf dem Boden des Gefäßes befand, ergoß sich über den Tisch.

August schob dem Jüngling den zweiten Pocal hin und sagte mit einem ironischen Lächeln:

„Jetzt trifft's Dich! Der Pocal ist Dein, wenn es Dir gelingt, ihn zu zermalmen."

Zaklika näherte sich mit schüchterner Miene dem Tische, an welchem König August saß, und nahm den Pocal in die Hand. Alle Anwesenden waren neugierig auf den Ausgang des Auftrittes. Einen Augenblick der Spannung, es ergoß sich eine tiefe

Glut über das Antlitz des Jünglings, dann ein Druck und der Pocal war zermalmt.

Das Gesicht des Königs drückte die höchste Verwunderung aus. Er warf dem Bischof einen vielsagenden Blick zu, während die Höflinge sich Mühe gaben, den Erfolg des Polen dadurch zu schmälern, daß sie behaupteten, der von ihm zerbrochene Pocal sei dünner wie der des Königs und bereits versehrt gewesen.

August aber sprach kein Wort. Er fing an, Hufeisen zu zerbrechen, als wären sie von Glas statt von Eisen, und machte seinem Rivalen ein Zeichen, er möchte ein Gleiches thun. Zaklika brach einige Hufeisen ohne jedwede Kraftanwendung entzwei. Von den Hufeisen ging man zu den Thalern über. Es kostete August einige Anstrengung, einen Thaler zu theilen. Die Hofleute hatten Zaklika einen spanischen Thaler, der massiver als der sächsische war, hingeschoben, weil es ihnen, dem König zuliebe, darum zu thun war, daß der Pole Fiasco mache; allein Zaklika brach das Geldstück beim ersten Versuche entzwei.

Die Stirne des Monarchen verfinsterte sich. Die Höflinge waren verzweifelt darüber, daß ein so unschickliches Spiel aufs Tapet gebracht worden war. Nachdem König August dem polnischen Jüngling beide silberne Pocale geschenkt hatte, sagte er, daß er Zaklika in seiner Nähe behalten wolle.

In Folge dessen erhielt Zaklika eine bescheidene Stelle am Hofe August II.; er bezog einen Gehalt von einigen hundert Thalern, ward mit glänzenden Kleidern versehen und hatte wenig oder gar nichts zu thun. Dem König, der nie mit ihm sprach, sich aber häufig nach ihm erkundigte und den Befehl ertheilte, daß dem jungen Polen alles, was er brauche, verabreicht werde; dem König mußte Zaklika stets folgen, wohin immer dieser sich auch begeben mochte. Indes hatte der junge Edelmann viel freie Zeit. Da die Personen, mit welchen der junge Pole verkehren mußte, nur deutsch und französisch verstanden, gab er sich dem Studium dieser beiden Sprachen mit Eifer hin.

Nach zwei Jahren sprach er sie ziemlich gut. Die Vergnügungen aber, welche am Hofe gang und gäbe waren, langweilten ihn, auch verachtete er die Höflinge. Er pflegte die Umgebung Dresdens zu durchstreifen; da war kein Berg, den er nicht erklommen, keine Gartenmauer, die er nicht erstiegen hätte, kein steiler Abhang an der Elbe, der ihm nicht bekannt gewesen wäre. Noch war ihm nie, auch nicht an den gefährlichsten Stellen, ein Anfall von Schwindel gekommen, geschweige denn, daß ihm ein Unfall zugestoßen wäre.

Während eines dieser Ausflüge sah Zaklika zu seinem Unglück Anna von Hoym. Ihr Anblick verlegte ihm den Athem, versteinerte ihn. Er glaubte zu träumen; ihm war es, als könne ein so schönes Geschöpf kein irdisches Wesen sein. Als die schöne Frau schon längst verschwunden war, stand Zaklika noch immer und starrte ihr traumverloren nach. Endlich kehrte er, von namenloser Angst erfüllt, wie ein Trunkener nach Dresden zurück.

Von dem Tage an gehörte der arme Jüngling nicht mehr sich selbst; er lief alle Tage nach Laubegast, und je öfter er hinausging, desto größer ward sein Leid.

Da Zaklika keine Freunde besaß, vertraute er sich niemandem an, und so konnte ihm auch niemand sagen, daß man in seiner Lage das Feuer fliehen müsse, um zu genesen, statt sich demselben immer wieder zu nähern. Die Liebe zu der schönen Einsiedlerin machte ihn zuletzt geistig und physisch krank.

Anna's Kammerfrauen, welche ihn tagtäglich um die Besitzung schleichen sahen, lauerten ihm auf und entdeckten gar bald, was in ihm vorging. Davon in Kenntniß gesetzt, ließ Anna den Unglücklichen, der ihr ohne Zweifel Mitleid einflößte, unverzüglich zu sich heraufbitten. Als Zaklika erschien, schalt sie ihn wegen seiner Unbesonnenheit aus und befahl ihm aufs nachdrücklichste, sich weder in der Nähe des Hauses, noch in der Umgebung wieder sehen zu lassen.

Da niemand außer der Herrin des Hauses zugegen war, wagte Zaklika, den seine Liebe kühn gemacht hatte, der Dame seines Herzens zu sagen, daß es kein Verbrechen sei, ein Weib zu betrachten; daß ihn kein anderer Wunsch beseele als der, seine Augen an ihrem Anblick zu weiden. Er lasse sich von niemandem verbieten, nach Laubegast zurückzukehren; er wolle sich das Glück, sie wiederzusehen, verschaffen, auch wenn er dafür gesteinigt werden sollte, da er ja doch vor Schmerz sterben müßte, wenn er sie nicht mehr sähe.

Frau von Hoym war über die Kühnheit des Jünglings sehr erzürnt. Sie schalt ihn, sagte, sie werde ihren Gemahl von allem in Kenntniß setzen, wenn er sich in Laubegast wieder blicken ließe. Sie drohte vergebens. Zaklika ließ sich von dem gefaßten Entschlusse nicht abbringen.

Von dem Tage an ging die schöne Frau am Ufer der Elbe spazieren, wo der junge Mann sie nicht mehr sehen konnte.

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß sie ihren zudringlichen Verehrer erblickt hätte. Sie glaubte schon, daß er ihre Spur verloren habe. Da sah sie aber eines Tages auf der Oberfläche des Wassers einen Kopf schwimmen. Es war der des verliebten Jünglings, der sich den Anblick seinen Schönen auf diesem ungewöhnlichen Wege verschaffte.

Diesmal gerieth Frau von Hoym in hellen Zorn und rief ihre Leute herbei. Zaklika aber tauchte unter und war verschwunden. Fast hätte er den tollen Streich mit dem Leben gebüßt. Die Kleider hemmten seine Bewegungen und seine Glieder zogen sich krampfhaft zusammen, so daß er nur mit großer Mühe das Ufer erreichte.

Es gelang ihm in der Folge einen Winkel ausfindig zu machen, von welchem aus er Frau von Hoym sehen und das verhängnißvolle Gift der Liebe einschlürfen konnte. Ob die Schöne dies wußte oder ob sie that, als merke sie es nicht, vermögen wir nicht zu sagen. Jedenfalls war von dem Jüngling

in Laubegast nicht mehr die Rede. So auch am Hofe. Niemand achtete mehr auf ihn. August wäre es vielleicht nicht unangenehm gewesen, wenn er sich den Hals gebrochen hätte. Gleichwohl ließ er ihn ungestört seine Wege gehen und kümmerte sich lange nicht um ihn.

Da ließ er ihn eines Tages rufen. Seine Majestät hatte in einem Augenblick des Zornes einem starken Pferde den Kopf abgehauen. Nun wollte August dem Hofe zeigen, daß sein Nebenbuhler es ihm nicht nachthun könne. Man führte denn ein altes Dragonerroß vor, an dem das neue Experiment versucht werden sollte. Vorher hatte man den polnischen Jüngling beiseite geführt, um ihm zu sagen, daß er diesesmal keine Probe seiner Riesenkraft zum Besten geben solle, wenn er sich die Gunst des Königs erhalten wolle. Für dergleichen höfische Subtilitäten war indes unser Held nicht geschaffen; er verstand sie einfach nicht. Zaklika begriff nur Eines: daß August einem Pferde den Kopf abgehauen habe, und daß man glaube, er könne solches nicht zu Stande bringen. Bei diesem Gedanken stieg ihm das Blut in den Kopf. Vor den Augen des Königs und denen des versammelten Hofes suchte er sich ein scharfes Schwert aus, prüfte dessen Schneide und hieb ohneweiters den Kopf des Rosses ab. Er gestand später, daß ihn der Arm und die Schulter volle acht Tage darnach schmerzten.

August sprach kein Wort; er zuckte nur mit den Achseln und entfernte sich, um seinen Unmuth wegzutrinken. Von diesem Augenblick an richtete niemand mehr das Wort an den armen Zaklika. Jeder suchte ihn zu meiden und diejenigen, welche ihm noch wohl wollten, riethen ihm, in aller Stille schleunigst den Hof, die Stadt zu verlassen, da er sich durch sein Bleiben der Gefahr aussetze, bei dem geringfügigsten Anlaß auf den Königstein abgeführt zu werden.

Raimund Zaklika zuckte bei diesen Warnungen furchtlos mit den Achseln und blieb.

Nun verfiel August der Starke auf den Gedanken, zu versuchen, ob sein Nebenbuhler sich mit ihm auch im Trinken messen könne. Dieses Experiment wurde natürlich mit Erfolg gekrönt. Denn der arme Junge trank gewöhnlich Wasser und konnte sich selten den Luxus eines Glases Bier vergönnen. Gar bald bat er den König, er möge ihm gestatten, nichts mehr zu trinken. Allein August begnügte sich nicht mit diesem Siege. Er zwang ihn förmlich, noch einen riesigen Humpen zu leeren, der den Jüngling vollends umwarf. Zaklika wurde in Folge dessen schwer krank, ein heftiges Fieber hätte ihn beinahe hinweggerafft. Allein er genas wieder. Auch seine Riesenkraft kehrte zurück, und zwar in einem solchen Grade, daß sich niemand mehr mit ihm zu messen wagte.

Zaklika's kindische Wanderungen nach Laubegast begannen aufs neue. Indes verwandelte ihn die Liebe allmählich. Er ward ernst, gesetzter, mit Einem Worte ein anderer Mensch. Anna von Hoym hatte vor ihrem Gatten keine Geheimnisse; von Zaklika sprach sie aber nie mit ihm. Hatte sie ihn vergessen? —

In Laubegast wurde das Gitterthor mit einbrechender Dämmerung geschlossen; die Diener lösten die Ketten der Hofhunde und gingen alsdann zur Ruhe. Nur Frau von Hoym blieb länger auf.

Während der König mit seinen Höflingen zechte und Hoym im trunkenen Zustande die Schönheit seiner Gemahlin rühmte, konnte diese kein Auge schließen. Der Sturmwind sauste über die Felder, umkreiste heulend das Haus und brach krachend die Aeste der Bäume ab.

Auf ihren weißen Arm gestützt, in ernste Gedanken versunken, schaute die schöne Frau auf ein vor ihr liegendes, aufgeschlagenes Buch nieder. Es war die Bibel, welche Anna mit Vorliebe las. Die Apokalypse und mehrere Episteln Paulus' interessirten sie in hohem Grade.

Es war schon sehr spät, die Lichter mußten erneuert werden ... Da ließ sich das Getrappel herannahender Pferde vernehmen; die Thiere schienen vor dem Hause still zu halten, es wurde an dem Gitterthor heftig gerüttelt, die Hofhunde fingen an laut zu bellen ...

Frau von Hoym richtete sich zitternd in die Höhe. Ein nächtlicher Ueberfall war zu jener Zeit eine Seltenheit, namentlich in dem Dresden so nahe liegenden Dorfe Laubegast. Immerhin kamen solche Ueberfälle zuweilen vor. Ausgeartete Soldaten, namentlich Fahnenflüchtige, die sich bei Tage in den Bergen aufhielten, erschienen nächtlicherweile hin und wieder in den Dörfern und trieben allerlei Unfug, der ihnen den Kopf kostete, wenn es der Justiz gelang, sie zu erwischen.

Frau von Hoym schellte und rief, um die Dienerschaft zu wecken. Gar bald waren alle Bewohner des Hauses munter. Unten wurde noch immer an dem Gitter gerüttelt, bellten die Hunde ununterbrochen ... Als die mit Waffen versehenen Diener in den Hof hinaustraten, sahen sie bei dem flackernden Lichte vieler Fackeln, daß der nächtliche Ruhestörer ein königlicher Bote war. Hinter diesem stand eine mit sechs Pferden bespannte Carrosse. Vorreiter und Lakaien in der Livrée des Königs, Fackeln in den Händen, umgaben den Wagen.

Nachdem den Hunden die Ketten angelegt worden waren, öffnete sich das große Thor und der Courier des Königs wurde zu der Herrin des Hauses geführt.

Als die junge Frau den Eilboten wahrnahm, meinte sie, es sei ihrem Gatten ein Unglück zugestoßen und wechselte die Farbe. Als sie aber auf dem Schreiben die Schriftzüge Hoym's erkannte, erholte sie sich alsbald, mußte jedoch unwillkürlich an den Kanzler Beichling denken, der während der Nacht urplötzlich verhaftet, auf Befehl August's nach dem Königstein gebracht und all seiner Habe beraubt worden war. Hoym hatte seiner Gattin wiederholt erklärt, daß ihm der unstete Charakter des Königs

keine geringe Sorge mache, daß er sich nicht eher in Sicherheit fühlen würde, als bis er sich, seine Gattin und sein Vermögen ins Ausland gebracht hätte.

Aus Erfahrung wußte man, daß man August am meisten zu fürchten hatte, wenn er am freundlichsten war, daß er gleich jenem gefährlichen Raubvogel seine Opfer in Schlaf zu wiegen liebte, ehe er sie erwürgte.

Anna von Hoym dachte also, daß ihren Gemahl das Schicksal des Kanzlers getroffen habe. Es war ihr bekannt, daß Hoym wegen der Accise, die er eingeführt, im ganzen Lande verhaßt war und seine Feinde auf eine Gelegenheit lauerten, ihn zu stürzen. Sie war daher nicht wenig überrascht, als sie in dem Schreiben den Befehl fand, sofort nach Dresden zu ihrem Gemahl zu kommen. Diesem Befehle nicht Folge zu leisten war nicht rathsam. Außerdem trieb schon die Neugier sie an, sich ehestens auf den Weg zu machen. Ihre Leute mußten die Reisevorbereitungen schleunigst treffen. In weniger als eine Stunde stieg Frau von Hoym in den königlichen Wagen. Die Pferde zogen an, und das Portal des Hauses, das sie nicht wieder betreten sollte, fiel klirrend zu.

Während der Fahrt durchkreuzten die seltsamsten Gedanken ihren Kopf. Es erfüllte sie eine geheimnißvolle Angst, eine tiefe Trauer und Thränen standen in ihren Augen. Obgleich sie nicht wußte, welches Schicksal ihrer harrte und nichts darauf hinwies, daß ihr ein Unglück bevorstehe, konnte sie sich dennoch einer namenlosen Angst nicht erwehren.

Sie wußte, daß der König nach mehrjähriger Abwesenheit mit seinem, den Intriguen holden Gefolge von neuem in Dresden residirte. Die Jagd nach königlicher Gunst, nach Ehren und Würden hatte bereits begonnen, eine Jagd, bei welcher keinerlei Mittel für unerlaubt galt. Dem Anscheine nach ging es an diesem Hofe immer lustig her; in Wirklichkeit spielten sich aber furchtbar tragische Ereignisse nur allzu oft dort ab. Während

die Besiegten, die Gestürzten, im Kerker schmachteten, tanzten die Sieger, die in Gunst Stehenden, zu den fröhlichsten Weisen... Wie oft hatte Anna von Hoym nach der Höhe geblickt, auf welcher die Festung Königstein thronte, und hatte dabei an die Geheimnisse, an die Geopferten gedacht, welche diese grauen Steine bargen.

Es war eine dunkle Nacht. Die königlichen Lakeien ritten mit Fackeln voraus, die Pferde mit dem Wagen folgten im Galopp. Sie hatten Dresden gar bald erreicht. Die Carrosse hielt vor dem in der Pirna'schen Straße gelegenen Hause des Cabinetsministers still, in dem alles schlief, obwohl der Accisor noch nicht heimgekehrt war. Gräfin Hoym mußte lange warten, ehe sie eingelassen wurde. In der Wohnung des Ministers, welche den ganzen ersten Stock des Hauses einnahm und nur aus einigen Empfangssälen, der Kanzlei und einem Schlafzimmer bestand, fand sich kein der jungen Frau gehörendes Gemach. Neben dem Arbeitscabinet lag ein großer, düsterer Saal, in dem sich die ermüdete Dame ein Lager bereiten ließ, nachdem sie durch alle Räume des Appartements gegangen war und zu ihrer Verwunderung ihren Gemahl nirgends gefunden und von der Dienerschaft erfahren hatte, daß der Minister einem Bankett beim König anwohne und gewohntermaßen, wie sich der befragte Lakei ausdrückte, wahrscheinlich erst bei Tagesanbruch, wenn nicht noch später, nach Hause kommen werde.

Frau von Hoym schloß sich mit ihrer Kammerfrau in den düsteren Saal ein, ließ die Thür verriegeln und begab sich zur Ruhe. Sie konnte aber nicht schlafen, sondern verfiel in eine krankhafte Betäubung. Bei dem geringsten Geräusch schnellte sie empor und blickte geängstigt in dem leeren Raume umher.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie endlich, von Ermüdung überwältigt, einschlief. Da ging aber die Thür des Nebenzimmers auf, ein schwerer Tritt ließ sich vernehmen, Anna erwachte.

In dem Glauben, Derjenige, welcher in dem anstoßenden Cabinete auf und ab ging, sei ihr Gatte, erhob sie sich vom Lager und ließ sich von ihrer Kammerfrau eiligst ankleiden.

Gräfin Anna's Morgentoilette war bald beendet. Das elegante Negligé erhöhte ihre Schönheit, Aufregung und Ermüdung verliehen ihr neue Reize. Mit raschen Schritten ging sie zu der Thür, schob den Riegel zurück, öffnete und blieb überrascht an der Schwelle stehen.

Vor ihr stand ein alter Mann im schwarzen, talarartigen Kleide der protestantischen Priester. Seine ungemein hohe Stirne war von einem Kranze weißer Haare umgeben, seine grauen Augen glänzten mit eigenthümlicher Pracht in ihrer tiefen Höhlung, ein bitterer Zug lag um seinen Mund. Das Gesicht des Alten, das nichts weniger als schön war, drückte Weltverachtung, Ernst und Milde zugleich aus, und war so originell, so seltsam, daß es die Augen des Beschauers festhielt, ja bannte.

Anna sah ihn unverwandt an und er stand regungslos vor ihr, gleichsam als ob ihn die Erscheinung dieses himmlisch schönen Wesens erstarrt hätte. Aus seinen Augen sprach ebenso viel Ueberraschung als Bewunderung.

Endlich machte er einen Schritt vorwärts. Dabei hob er seine Arme mit einer unbeschreiblichen Bewegung empor — es war, als wolle er die junge Frau zugleich segnen und zurückstoßen.

Die Beiden sahen sich fragend in die Augen. Keines kannte das Andere. Anna sah sich in dem Zimmer um, und als sie ihren Gatten nicht erblickte, war sie im Begriffe, sich zurückzuziehen, als der Priester sie im Tone des innigsten Mitleids fragte:

„Kind, wer seid Ihr?“

---

## 3.
## Versuchungen.

„Wer ich bin?“ wiederholte Anna von Hoym mit erstauntem Blicke. „Diese Frage dürfte doch eher ich an Euch richten, der Ihr in meinem Hause seid!“

„In Euerem Hause? rief verwundert der Priester. „Seid Ihr denn die Gattin des Ministers?“

Frau von Hoym bejahte die Frage des Geistlichen mit einer stolzen Kopfbewegung.

Der Fremde schwieg eine Weile; sein Blick, der auf Anna gerichtet war, drückte Trauer und Theilnahme zugleich aus. Zwei große Thränen rollten über seine faltenreichen Wangen herab und er sprach in feierlichem Tone, indem er sich der jungen Frau näherte:

„Warum betratest Du, ein reines Gefäß der Tugend, diesen brennenden Boden? Warum befleckteſt Du, die der Allmächtige zu seiner Verherrlichung schuf, Deine reinen Füße mit dem Staube dieses lasterhaften Babylon? .... O, Du strahlendes Geschöpf, Schwester der Engel, sag' mir, weshalb Du nicht von diesem Herde wüster Ausschweifungen, von diesem Orte der Verdammniß fliehst? — Warum Du in dieser Hölle verweilst! Wer war so niederträchtig, Dich in diese unreine Welt zu locken? So sprich doch! Du stehst so ruhig und gleichgiltig, als wüßtest Du nicht, welche Gefahr Dir droht? Antworte mir — seit wann bist Du hier?“

Die junge Frau war so bestürzt über diese Rede, daß sie keinen Laut hervorbringen konnte. Die Worte des alten Priesters hatten sie bewegt, verwirrt, eingeschüchtert, aber zugleich empört. Indes fehlte ihr der Muth, ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben. Noch ehe ein Wort über ihre Lippen gekommen war, fuhr der Geistliche fort:

„Unglückliche! Wißt Ihr denn, wo Ihr seid? Wißt Ihr, daß Ihr auf schwankendem Boden steht, daß hier diejenigen verschwinden, welche Anderen im Wege sind, daß hier das Leben für werthlos erachtet, daß es für einen Augenblick der Wollust hingeopfert wird?“

„O, mein Vater, wie fürchterlich sind die Bilder, welche Ihr mir da zeigt!“ rief Frau von Hoym. „Welchen Zweck verfolgt Ihr, indem Ihr mich derart erschreckt?“

„Meine Tochter, ich habe auf Euerer Stirne, in Eueren Augen gelesen, daß Ihr unschuldig seid, daß Ihr keine Ahnung davon habt, was hier vorgeht. Befindet Ihr Euch nicht erst seit kurzer Zeit hier?“

Anna erwiderte: „Seit wenigen Stunden.“

„Man sieht es Euch an, daß Ihr Euere Kindheit und Euere Jugend nicht in dieser Umgebung verbrachtet. Wie ganz anders sähet Ihr aus, wenn dies nicht der Fall wäre!“

„Ich wurde im Holstein'schen erzogen — dort liegt meine Vaterstadt. Während meiner Ehe mit dem Grafen Adolph von Hoym lebte ich immer auf dem Lande, sah Dresden nur aus der Ferne und ...“

„Und niemand hat Euch erzählt, was in der Hauptstadt vorgeht,“ ergänzte der würdige Mann in leisem Tone. „Ja, ja, all das hatte ich beim ersten Anblick errathen. Gott erlaubt mir zuweilen, in die Tiefen der Menschenseele zu dringen. Als ich Euch erblickte, erfaßte mich das innigste Mitleid; es war mir, als sähe ich eine blendend weiße, abseits vom Wege aufgeblühte Lilie, der sich eine Rotte schändlicher Buben näherte, um sie zu zertreten. In jener Ferne, wo Ihr das Licht der Welt erblicktet, dort in der Einsamkeit hättet Ihr aufblühen, Euch entfalten sollen, für Gott allein!“

Der Geistliche schwieg und versank in tiefes Nachdenken. Nach langem Schweigen trat Anna an ihn heran und sagte mit bewegter Stimme: „Und Ihr, mein Vater, wer seid Ihr?“

„Ich? . . . Ich? . . .“ sagte er in gedehntem Tone. „Ich bin ein Unglücklicher, den Alle verspotten und verachten. Ich bin die verhallende Stimme in der Wüste, Derjenige, welcher den Verfall und den Ruin, die Zerstörung, die Tage der Prüfung und der Buße prophezeit. Ich bin das Werkzeug des Herrn; meine Stimme ist zuweilen mächtig, auf daß die Menschen sie hören und — meiner alsdann spotten mögen. Ich bin der Priester, dem die Gassenjungen nachlaufen, dessen schwarzes Gewand sie mit Koth bespritzen, den sie mit Steinen bewerfen; ich bin Derjenige, dessen Warnungen verachtet werden, ein Thor in den Augen der Mächtigen und Reichen der Erde, vor Gott aber ein Gerechter, Reiner!“

Bei den letzten Worten erlosch die Stimme des ehrwürdigen Mannes und er neigte traurig das Haupt.

„Welch seltsamer Zufall, daß ich Euch, mein Vater, an der Schwelle dieses Hauses begegnete,“ sprach nachdenklich Frau von Hoym. „Ihr warnt mich vor den Gefahren, die mich umgeben. Ist das nicht ein Fingerzeig Gottes?“

„Es ist ein Werk der Vorsehung,“ erwiderte feierlich der Greis. „Wehe denen, die ihre Winke nicht befolgen! . . . Doch Ihr wolltet erfahren, wer ich bin . . . Mein Name ist Schramm; ich bin nur ein armer Prediger, der zu seinem Unglück auf der Kanzel die Wahrheit gesprochen hat und den nun die Rache der Mächtigen verfolgt. Ich bin hierhergekommen, um Herrn von Hoym, der mich in seiner Jugend kannte, zu bitten, sich für mich zu verwenden. Was aber führte Euch hierher, verehrte Frau? Wer veranlaßte Euch, nach Dresden zu kommen?“

„Mein Gemahl,“ erwiderte einfach Frau von Hoym.

„Bittet ihn, diesen Ort allsogleich verlassen zu dürfen! Ich habe sie Alle gesehen, diese Schönen des Hofes, und ich kann Euch versichern, werthe Frau, daß Ihr tausendmal schöner als diese vielgerühmten Schönheiten seid. Wehe Euch, wenn Ihr hier verweilet. Giftige Spinnen werden Euch mit ihren Intriguen

umgarnen, werden kein Mittel scheuen, um Euch zu verführen. Mit süßen Reden, Sirenengesang, Sinnengenüssen, fascinirenden Blicken, Lügen — damit wird man Euch zu Fall bringen. Sinne und Augen werden Euch geblendet werden; man wird Euch mit der Schande vertraut machen, bis Ihr endlich berauscht, entkräftet, besiegt in den Abgrund stürzt, der schon so Viele verschlang."

Die junge Frau furchte die Stirne und entgegnete: „Ich bin nicht so schwach, als Ihr meint. Wohl weiß ich, daß man mir Fallen stellen wird, indes lechze ich nicht nach den Freuden und Genüssen dieser Welt, welche ich von oben herab betrachte, weil sie tief unter mir liegt."

„Vertrauet Eueren Kräften nicht, mein armes Kind," rief der exaltirte Priester; entfliehet dieser Hölle und rettet Euere unschuldige Seele vor sicherem Verderben!"

„Wohin sollte ich fliehen?" fragte die junge Frau. „Ist doch mein Schicksal an dasjenige meines Gatten gebunden, liegt es doch nicht in meiner Macht, diese Fesseln zu sprengen. Ich bin übrigens Fatalistin und glaube, daß ich dem, was mich erwartet, nicht entgehen kann. Fasciniren und berauschen, besiegen lasse ich mich nicht. Ich bin stolz und stark und werde Diejenigen, welche mich verführen und gängeln wollen, bezwingen und beherrschen."

Mit verwundertem, erschrockenem Gesichtsausdruck starrte der Geistliche die junge Frau an, die in stolzer Haltung vor ihm stand, eine bezwingende Gewalt im Auge, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und ins Zimmer trat Graf Hoym, auf dessen gemeinen Zügen die Ausschweifungen der vergangenen Nacht deutlich ihre Spuren hinterlassen hatten. Sein Aeußeres war nichts weniger als vornehm; von rüstigem Wuchs, hatte er linkische Bewegungen, seine lebhaften grauen Augen schossen häufig Blitze und seine Stirne furchte und glättete sich fortwährend mit nervöser Hast.

„Schon wieder hier, wahnwitziger Fanatiker!“ rief der Minister, als er Schramm erblickte. Dabei trat er in das Zimmer, warf einen finsteren Seitenblick auf seine Frau und fuhr, ohne diese zu begrüßen, in zornigem Tone fort: „Immer das alte Lied. Zuerst machst Du dumme Streiche und dann kommst Du zu mir, damit ich die Dir drohende Gefahr abwende. O, ich weiß alles — Du wirst davongejagt und in irgend eine Einöde, unter Bauern, geschickt werden! Und ich bin nicht gewillt,“ fuhr Hoym mit erhöhter Stimme fort, „Dich in Schutz zu nehmen. Danke Gott, daß man Dich in einen vergessenen Erdenwinkel schafft — es hätte Dir Schlimmeres zustoßen können. Glaubst Du denn, daß Euch Schwarzröcken an unserem Hofe alles erlaubt sei?“ schrie der Minister und trat so nahe an den Geistlichen heran, daß man glauben konnte, er wolle Hand an ihn legen; „vermeint Ihr, daß man dasjenige, was Ihr das Wort Gottes nennt, auch den Leuten ganz unverblümt sagen könne, die an die süße Kost der Schmeichelei gewöhnt sind? Wollt Ihr hier etwa die Rolle der Apostel, der Heidenbekehrer spielen?“

„Ich bin ein Werkzeug des Herrn,“ versetzte ruhig der Geistliche, „und habe geschworen, für die Wahrheit zu kämpfen. Im Nothfalle wäre ich auch bereit, mich dem Märtyrerthum zu weihen.“

„Einer solchen hohen Ehre wirst Du nicht theilhaftig,“ hohnlachte Hoym. „Du kannst nur Fußstöße und Hiebe erhalten, verspottet und davongejagt werden.“

„Gottes Wille geschehe!“ erwiderte demüthig Schramm. „So lange ich hier weile, wird mich keine Gewalt der Erde zum Schweigen bringen.“

„Du predigst vor tauben Menschen,“ fiel der Minister ein. „Doch genug des müßigen Geredes! Thue, was Du willst, mich geht es nichts mehr an. Ich will und kann mich nicht für Dich verwenden. Kann man hier doch nur mit Mühe sein

eigenes Haupt schützen. Ich habe Dir übrigens oft genug gesagt, daß man zu schweigen, oft auch zu schmeicheln wissen muß, will man nicht zertreten werden. Was ist da zu machen? Die Zeiten von Sodom und Gomorrha sind wieder gekommen! Lebe wohl, Schramm! Gott helfe Dir! Ich habe nicht die Zeit, Dich weiter anzuhören."

Der Geistliche verbeugte sich schweigend und schritt nach dem Ausgang. Indem er die Schwelle betrat, wendete er das Haupt und warf auf Frau von Hoym einen vielsagenden Blick. Der Minister fing diesen Blick auf und erbebte.

„Schramm, Du thust mir leid," sagte er begütigend. „Ich werde für Dich thun, was in meiner Macht steht. Aber um Gottes willen, verhalte Dich still, vertiefe Dich in Deine Bibel und lege Deiner Zunge Zügel an . . . Ich rathe Dir's zum letztenmal!" . . .

Schramm verließ schweigend das Zimmer; er schien die Rede des Ministers überhört zu haben. Als das Ehepaar allein war, trat eine peinliche Pause ein. In sichtlicher Verlegenheit ging Hoym im Cabinet hin und her, nahm ein Papier vom Schreibtisch, legte es wieder nieder, hüstelte und sah seine Gattin verstohlen an. Eine gewisse Kälte herrschte seit einiger Zeit zwischen den beiden Gatten. Der Minister scheute vor der bevorstehenden unvermeidlichen Aufklärung zurück.

Die junge Frau brach endlich das Stillschweigen. „Weshalb ließet Ihr mich hierher kommen, Graf?" frug sie in vorwurfsvollem Tone.

Hoym fuhr von seinem Sitze auf. „Weshalb?" wiederholte er und begann das Zimmer mit lebhaften Schritten zu durchmessen. „Weil mir niederträchtige Menschen so viel zu trinken gaben, daß ich nicht mehr wußte, was ich that, ich Unglücklicher, ich Thor, ich Wahnsinniger!"

„Ich darf also nach Laubegast zurückkehren?" fragte Anna kalt.

„Nein, das dürft Ihr nicht! Aus der Hölle entkommt man nicht so leicht," lachte er bitter. „Mir habt Ihr es zu verdanken, daß Ihr hineingerietheṭ. Und Ihr werdet nicht wieder herauskommen, das dürft Ihr mir getrost glauben!"

Bei diesen Worten riß Hoym seinen Rock auf, als fürchte er, zu ersticken, und warf sich wie verzweifelt in einen Lehnstuhl. „Es ist zum Wahnsinnigwerden!" fuhr er leise fort. „Wer aber vermöchte dem Könige die Stirne zu bieten!" ...

„Dem Könige?" fragte befremdet die junge Frau in gedehntem Tone.

„Ja wohl, Verehrteste, dem Könige! Mit Allen müßte ich ringen; denn Alle haben sich gegen mich verschworen: der König, Fürstenberg, Vitzthum, vermuthlich auch meine Schwester. Sie haben erfahren, daß ich eine schöne Gattin besitze; sie wissen, daß ich ein Thor bin, und fanden Mittel, mich zu zwingen, ihnen mein Weib zu zeigen."

„Wer mag mit ihnen von mir gesprochen haben?" frug Anna mit vollendeter Ruhe.

Der Minister war verwirrt und schwieg. Er vermochte es nicht, einen Fehler zu bekennen, dessen schreckliche Folgen er schon jetzt zu fühlen begann. Zähneknirschend, der schrecklichsten Folter preisgegeben, stampfte er mit den Füßen ... Plötzlich stand er auf, sein Zorn legte sich, sein Gesicht erbleichte und nahm einen kalten, ironischen Ausdruck an.

„Es ist zu spät, zurückzutreten; dem Uebel ist nicht mehr auszuweichen. Man hat mich gezwungen, Euch nach Dresden zu rufen, Anna. Der König wünschte es ... Und August-Jupiter pflegt Diejenigen, welche sich seinen Wünschen entgegensetzen, zu vernichten, er treibt mit Allem und Allen sein Spiel und eignet sich Anderer Schätze und Eigenthum an, um diese alsdann mit seinen königlichen Füßen zu zertreten, sie beiseite zu stoßen."

Der Minister hielt plötzlich inne und blickte erschrocken im Zimmer umher, wie um sich zu überzeugen, daß kein Fremder

seine Worte vernommen habe. Hierauf begann er von neuem auf und ab zugehen und fuhr fort: „Ich habe mit Fürstenberg gewettet, daß Ihr schöner als all' jene Frauen seid, welche aus ihrer Schönheit hier am Hofe Münze schlagen. Bin ich nicht ein Thor? O, gebt es nur getrost zu! Ich war wahnsinnig! . . . Unser vielgeliebter König wird über unsere Wette entscheiden, und mir fallen natürlich die tausend Ducaten zu!"

Das Gesicht der jungen Frau drückte die tiefste Verachtung aus.

„Das ist erbärmlich, niederträchtig, mein Herr!" rief Anna mit bebender Stimme. „Ihr habt mich in Laubegast gefangen gehalten, mich zur Einsamkeit, zur Langweile verurtheilt, und nun bringt Ihr mich hierher, damit ich gleich einer Schauspielerin auf der Bühne mit meinen Augen, meinem Lächeln Euch zu einer Handvoll Ducaten verhelfe. Welche Niederträchtigkeit, welche Schmach!"

„Ueberhäuft mich mit Vorwürfen, Anna, zeigt mir die Verachtung, welche ich Euch einflöße, ich habe sie wohl verdient. Mein Vorgehen war schmählich . . . und unbegreiflich," fügte Hoym schmerzlich hinzu. „Das reizendste Geschöpf von der Welt durfte ich mein nennen, seine Schönheit strahlte nur mir — und ich war so stolz und glücklich, einen solchen Schatz zu besitzen! . . . Da flüsterte mir ein böser Dämon ein unsinniges Wort, eine Art Herausforderung ins Ohr, und ich verlor den Verstand."

Der Unglückliche rang verzweifelt die Hände. Die Gräfin aber wendete sich gegen die Thür und sagte in befehlendem Tone: „Lasset anspannen, Herr Graf. Ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich noch einen Augenblick hier bliebe. Habt Ihr mich verstanden, Graf? Ich will meinen Wagen, meine Pferde!"

Hoym lächelte mit Bitterkeit und sagte: „Habt Ihr denn noch nicht begriffen, Gräfin, daß Ihr geradezu eine Gefangene seid. Es würde mich nicht Wunder nehmen, wenn die Ausgänge dieses Hauses besetzt wären. Glaubt mir, Gräfin, Ihr könnt

nicht fliehen, und gelänge es Euch auch, die Dragoner des Königs würden Euch verfolgen und zurückbringen."

Die Gräfin sank in den ihr zunächst stehenden Lehnstuhl und schlug in heller Verzweiflung die Hände vor das Gesicht. Ihr Gemahl trat an sie heran, berührte leise ihren Arm, wie um ihre Aufmerksamkeit zu erregen und sprach in besänftigendem Tone: „Vielleicht ist das Uebel nicht so groß, als es mir erscheint. Wir wollen kalt und besonnen reden. Anna, hört mich an! Hier fallen nur diejenigen Frauen, welche Lust dazu haben. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr ja häßlich erscheinen, eine strenge, abstoßende Miene zur Schau tragen ... Das dürfte uns Beide retten." Hier dämpfte Hoym seine Stimme und er flüsterte: „Ihr kennt unseren König wohl nicht? ... Er ist ein großmüthiger, prachtliebender Fürst, Gräfin," fuhr der Minister ironisch fort, „der das Gold, welches ihm aus meinen Accisen und aus dem schwarzen Brot der Armen zufließt, mit vollen Händen ausstreut! Einen herrlicheren König hat die Welt nicht aufzuweisen; es ist keiner, dessen Vergnügungen kostspieliger, zahlreicher und seltsamer wären. Er bricht die stärksten Hufeisen in zwei Stücke, er bricht die Herzen der Frauen und wirft sie achtlos beiseite, er wirft seine Lieblinge in den Kerker — dies alles vollbringt er mit unvergleichlicher Anmuth! August ist ein so liebenswürdiger Fürst, wenn man seine Launen befriedigt!"

Nachdem sich der Graf wiederum überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, fuhr er in leisem, kaum hörbarem Flüstertone fort: „Er liebt die Frauen, ja; es dürfen aber nicht immer die nämlichen sein, er bedarf immer wieder neuer Waare. Den Tribut, welchen die Griechen jenem Ungeheuer zu liefern hatten, das sich mit Jungfrauen sättigte, fordert auch der starke August vom sächsischen Volke. Wer vermöchte seine Opfer zu zählen! Viele sind bekannt, Hunderte aber in Vergessenheit gerathen. Der Geschmack des Königs ist gar eigenthümlicher Art. Wenn er des Sammtes und der Seide überdrüssig ist,

findet er an gröberer Waare Gefallen. Die Welt schreibt ihm drei Gattinnen linker Hand zu — ich könnte deren mehr als zwanzig aufzählen. Aurora Königsmarck ist noch immer schön, die Spiegel noch immer jung, Prinzessin Teschen die Favoritin des Tages; allein er ist ihrer satt, er lechzt nach neuer Beute. Warum solle er auch nicht, der liebe, gute Augustin! Wer vermöchte ihm zu widerstehen, ihm, der schön ist wie ein Apollo, stark wie ein Herkules, imposant wie ein Jupiter, wollüstig wie ein . . ."

„Warum erzählt Ihr mir das?" unterbrach, sichtlich entrüstet, die Gräfin ihren Gatten. „Meint Ihr, ich sei so niedrig, beim ersten Wink des Fürsten die Bahn der Ehre zu verlassen? Ihr verkennt mich, mein Herr, Ihr beschimpft mich!"

„Ich kenne den Adel Eueres Herzens, meine Anna," sagte er mit Wärme; „weiß aber zugleich, wessen diese Hofleute fähig sind. Der König und seine Vertrauten flößen mir Furcht ein, nur Eines vermöchte mich zu beruhigen . . . Euere Liebe," setzte er stockend hinzu.

„Ich habe Euch Treue gelobt, die muß Euch genügen," fiel Anna mit edlem Stolze ein. „Mein Herz habt Ihr nicht zu gewinnen verstanden. Ihr seid jedoch im Besitze meines Wortes. Frauen meines Schlages lassen sich keinen Eidbruch zu Schulden kommen."

„Der Glanz einer Krone ließ schon so manche ihre Pflichten vergessen!" seufzte Hoym.

„Die Maitresse eines Mannes vermöchte ich nie und nimmer zu werden!" rief die Gräfin leidenschaftlich. „Es wäre mir nicht möglich, diesen Makel auf der Stirne zu tragen . . ."

„Dieser Makel prägt sich nicht tief ein, Gräfin. Er schmerzt nur secundenlang; die Wunde vernarbt schnell, man fühlt sie nur allzu bald nicht mehr . . ."

„Euer Benehmen ist schmachvoll, Graf," unterbrach ihn Anna in heftigem Tone. „Nachdem Ihr mich gezwungen habt,

hierherzukommen, führt Ihre beleidigende, schimpfliche Reden, erschreckt mich mit Drohungen ..."

Sie kam nicht weiter, gerechter Zorn schnürte ihr die Kehle zu. Bewegt trat Hoym näher.

„Vergebt mir, Anna," sagte er demüthig. „Mein Verstand hat sich verwirrt, ich weiß nicht mehr, was ich thue, was ich sage. Meine Ahnungen betrügen mich gewiß, meine Befürchtungen werden sich als grundlos erweisen! ... Morgen ist großer Hofball. Seine Majestät wünscht, daß Ihr Euch auf demselben zeigt. Wenn Ihr Euch Mühe gebt, minder schön zu erscheinen, so sind wir gerettet, Anna. Es ist ja so leicht, linkisch, ungraziös, unliebenswürdig, zerstreut zu sein, gelangweilt und langweilig auszusehen. Sucht dem König zu mißfallen, ich verliere so gerne meine Wette ..."

„Spart Euch die Mühe, fortzufahren; denn ich bin nicht gewillt, diese Komödie zu spielen. Mir ist alles, was falsch ist, in hohem Grade verhaßt. Seid indes in Betreff Euerer Ehre unbesorgt — Anna Constanze von Brockdorf zählt sich nicht zu jener Classe von Frauen, welchen es nach königlicher Gunst gelüstet, die ihre Ehre gegen eine Handvoll Edelsteine eintauschen. Macht Euch keine Sorgen, Graf, ich werde nicht auf dem Hofball erscheinen."

Hoym wechselte die Farbe und sagt nach kurzer Pause:

„Bedenkt, Gräfin, daß es sich durchaus nicht um eine Kinderei handelt, sondern daß mein Vermögen, ja mein Kopf auf dem Spiele steht. Ihr müßt auf diesem Ball erscheinen — es ist des Königs ausdrücklicher Wunsch."

„Den ich nicht erfüllen werde," erwiderte stolz die Gräfin.

„Sie wollen August dem Starken trotzen?" fragte Hoym.

„Weshalb nicht? Er ist unser Gebieter, das Land gehört ihm; es existiren indes zwei Dinge in diesem Lande: die häusliche Ehre und die Familien seiner Unterthanen, über die hat

der König nicht zu verfügen, über die hat Gott zu bestimmen. Was hätte ich also von Seite August's zu befürchten?"

„Euch widerführe freilich nichts, dieses weiß ich!" lachte Hoym bitter. „Ist doch König August gegen alle Frauen von übertriebener Galanterie. Ich aber käme nach Königstein, unsere Güter würden confiscirt werden und den Höflingen zufallen..."

Hoym schlug beide Hände vor das Gesicht und fuhr, wie vom Schmerze überwältigt, mit gebrochener Stimme fort:

„Ihr kennt diesen Menschen nicht, Anna. Wenn ihm auch die Anmuth eines Apollo eigen ist, so gleicht er nichtsdestoweniger auch dem blitzeschleudernden Jupiter. Er verzeiht Ungehorsam niemals. Ich wiederhole es, Ihr müßt bei Hofe erscheinen, Anna, oder ich bin ein verlorener Mann!"

Frau von Hoym schritt, ohne ein Wort zu sagen, aufs neue dem Ausgange zu. Er folgte ihr und flehte sie an, sie möge dem König nicht trotzen. In demselben Augenblick ging die Thür auf und ein Diener meldete:

„Gräfin Reuß und Frau von Vitzthum."

Hoym wandte sich mit zorniger Miene gegen den Diener, in der Absicht, diesem zu bedeuten, daß in diesem Augenblick niemand vorgelassen werden dürfe. Indes war es schon zu spät, schon zeigte sich im Rahmen der Thür die aristokratische Erscheinung der reizenden Gräfin, hinter welcher der neugierig vorgestreckte Kopf der Schwester Hoym's sich sehen ließ.

Hatte Hoym gehofft, daß die Vorkommnisse der gestrigen Nacht in Dresden noch nicht bekannt geworden, so ergab sich aus dem Besuch dieser beiden Damen, daß er sich leider getäuscht. Was er gestern im Rausche gethan, mochte heute schon Allen bekannt sein. Jedenfalls wußten die beiden Damen darum; denn Gräfin Reuß würde das Haus des Ministers nicht betreten haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß dessen Gattin sich in demselben befand.

Die Damen traten ein, der Lakai entfernte sich. Gräfin Reuß war eine noch ziemlich junge, ungemein vornehme Frau von etwas üppigem Wuchs mit einem heiteren Gesichtsausdruck. Ihre frischen rothen Wangen hoben sich von ihrem matten Teint reizend ab und das schwarze Kleid, welches sie trug, hob ihre schöne Gesichtsfärbung hervor. Die Gräfin war im Ganzen eine sehr anziehende Erscheinung und niemand konnte weniger geeignet erscheinen, Schrecken einzuflößen als sie. Trotzdem hatte Hoym bei ihrem Anblick die Farbe gewechselt. Für ihn hatte dieser Besuch eben eine drohende, schreckliche Bedeutung ...

Gräfin Reuß ging, ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen, mit ausgestreckten Händen auf die Dame des Hauses zu, indem sie in sanftem, harmonischem Tone sagte:

„Da seid Ihr endlich, theuere Gräfin! Ich kann Euch mit Worten nicht ausdrücken, wie erfreut ich über Euere Ankunft bin, wie glücklich es mich macht, die Erste zu sein, welche Euch in Dresden willkommen heißt. Glaubt um des Himmels willen nicht, daß mich bloße Neugier hierher trieb; o nein, was mich zu Euch führt, ist der Wunsch, Euch nützlich sein zu können."

Als sie endlich Anna's Hände nach einem letzten kräftigen Druck losließ, verneigte sich diese vor der neuen Bekanntschaft. Es war eine tiefe Verbeugung, doch zugleich eine kalte, gleichsam abwehrende.

„Euch, Graf," fuhr die schöne Frau, zu dem Minister sich wendend, fort, „Euch sollte ich zürnen, weil Ihr mich von der Ankunft Euerer Gemahlin nicht in Kenntniß gesetzt habt. Ganz zufällig erfuhr ich die gute Nachricht von Hülchen."

„Wie, Hülchen wußte es schon?" entfuhr den Lippen Hoym's, der seinen Unwillen nicht länger zu verbergen vermochte.

„Gewiß! Ganz Dresden weiß um die Ankunft Euerer lieben Gattin," erwiderte Gräfin Reuß in anscheinend harmlosem Tone. „Man spricht überall nur von Euch Beiden. Und Jedermann ist der Meinung, daß es von Euch, Graf, recht war,

Euere arme Gemahlin dem Einsiedlerleben, das sie schon seit so langer Zeit führt, zu entreißen ... Ihr werdet also morgen bei Hofe erscheinen?“ fuhr sie, an die Gattin Hoym's sich wendend, fort. „Für Euch, die Ihr die Welt nicht kennt, ist dies ein großes Ereigniß. Ich bitte Euch, Gräfin, ganz über mich und Frau von Vitzthum zu verfügen, wir wünschen Beide sehnlichst, Euch mit Rath und That beizustehen.“

„Ihr seid sehr gütig, Gräfin,“ versetzte Frau von Hoym ruhig. „Es war zwischen meinem Gatten und mir eben von diesem Feste die Rede. Mir scheint es indes nicht unumgänglich nothwendig, daß ich diesen Hofball besuche. Ich werde doch das Recht haben, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit zu Hause zu bleiben. Man dürfte mir Glauben schenken,“ fügte Anna mit einem leisen Anflug von Ironie hinzu, „da unverhofftes Glück nicht selten erschüttert, die Nerven angreift ...“

„Ich rathe Euch, Gräfin, von diesem Vorwande keinen Gebrauch zu machen,“ fiel Gräfin Reuß lebhaft ein. „Niemand würde Euch Glauben schenken, da Ihr die Kraft und Schönheit einer Juno besitzt und durchaus nicht darnach aussieht, als wenn Ihr so leicht erregbare Nerven hättet.“

Mit diesen Worten nahm die schöne Dame die Hand an, welche ihr Graf Hoym bot, um sie in den Salon zu geleiten.

Frau von Vitzthum und Anna folgten ihnen. Die Erstere legte ihren Arm in den ihrer Schwägerin, hemmte ihre Schritte und flüsterte ihr zu: „Liebe Anna, Du hast keinen Grund, Dich vor diesem Balle zu fürchten, Dich zu weigern, auf demselben zu erscheinen. Einmal muß Deine Sklaverei, Dein monotones Leben aufhören — ich bin glücklich darüber, daß diese Stunde endlich gekommen zu sein scheint. Du wirst unseren Hof — unseren einzigen Hof, unseren herrlichen König sehen! Beneidenswerthe! Dir winkt die glänzendste Zukunft, das magst Du mir glauben, und ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu.“

„Ich habe mich an die Einsamkeit gewöhnt," antwortete Anna. „Ich empfinde keine Sehnsucht nach etwas Anderem."

Die Damen hatten den Salon erreicht, aus dem sich soeben Herr von Hoym in Folge der Meldung eines Dieners, Beamte der Accise wünschten ihn zu sprechen, entfernt hatte. Gräfin Reuß ließ sich zwischen der Dame des Hauses und deren Schwägerin nieder und sagte, die Hände der Ersteren ergreifend: „Es ist für mich ein wahres Glück, Euch in die Welt, welche Ihr noch nicht kennt, einführen zu dürfen. Verschmäht meine Rathschläge nicht. Ich kann Euch in vielen Dingen von Nutzen sein. Graf Hoym hat Euch unwillkürlich einen Schemel unter die Füße geschoben, aus dem gar bald ein Piedestal werden kann. Gräfin, Ihr könnt Euch auf die höchsten Höhen schwingen... Seid Ihr doch schön wie ein Engel."

Gräfin Hoym schwieg eine Weile, sie wußte offenbar nicht, was sie auf diese Rede erwidern solle. Nach einigem Nachdenken hob sie in kaltem Tone an: „Wenn Ihr die Vermuthung hegt, daß ich mich mit ehrgeizigen Plänen trage, so täuscht Ihr Euch, verehrte Gräfin. Ich stehe nicht mehr in dem Alter, wo man frivolen Träumen nachhängt. In meiner Einsamkeit hatte ich Zeit und Muße genug, über die Welt und über mich selbst nachzudenken, und das Ergebniß davon ist, daß ich nichts Anderes wünsche, als jenen Frieden und jene Ruhe, welche ein einsames Leben bieten."

Gräfin Reuß lachte und behauptete, die schöne Einsiedlerin von Laubegast werde gar bald anderen Sinnes werden. „Einstweilen lasset uns auf ein anderes Thema übergehen, ein Thema von höchster Wichtigkeit, lasset uns von der Toilette reden, die Ihr, theuere Gräfin, morgen tragen werdet. Liebe Vitzthum, kommt uns hierbei zu Hilfe, lasset uns berathen, wie sich unser schöner Schützling ankleiden soll. Ihm dürfen wir diese Sorge nicht überlassen, weil er sich nicht mit dem erforderlichen Ernste damit befassen würde."

„Wie sie sich auch immer kleiden möge, Anna wird unfehlbar die Schönste sein," schmeichelte die Schwägerin. „Die Teschen, welche die Jugendfrische verloren hat, kann sich mit unserer theueren, jugendlichen, schönen Anna nicht messen. Sie wird alle Frauen des Hofes an Schönheit überstrahlen. Nach meiner Ansicht wäre die einfachste Toilette für Anna am passendsten. Anderen, minder schönen Frauen ist es gestattet, sich der Schminke und des Flitters zu bedienen; Anna aber bedarf keiner solchen Zuthat, um vollendet schön zu sein. Ein schlichter, mädchenhafter Anzug würde sich am besten für sie eignen."

Dieses Gespräch wurde lange fortgesetzt. Im Anfang schwieg Gräfin Hoym. Das zuvorkommende, fast zudringliche Benehmen, die Dienstwilligkeit dieser beiden Damen, welche auf Anna nicht den Eindruck uneigennütziger Wesen machten, erfüllte die junge Frau mit Angst und Mißtrauen. Allmählich ließ sie sich aber von dem Interesse, welches Toilettefragen den Damen einzuflößen pflegen, fesseln und betheiligte sich an der so wichtigen Debatte. Darüber verflog die Verstimmung, welche die jüngsten Geschehnisse hervorgerufen. Die junge Frau war jetzt heiter, sie lachte und warf häufig witzige, treffende Bemerkungen hin.

Gräfin Reuß nahm alle Bonmots der Herrin des Hauses mit schallendem Gelächter auf und überschüttete sie förmlich mit Complimenten.

„Ihr seid ein anbetungswürdiges Geschöpf," rief sie. „Wie unwiderstehlich, wie unvergleichlich in Geberden und Reden! Ihr habt Euch in Euerer Zurückgezogenheit allen Zauber, alles Feuer der ersten Jugend bewahrt, theuere Gräfin. Morgen wird sich der ganze Hof zu Eueren Füßen werfen. Hoym sollte schon jetzt alle seine Pistolen laden. Die Teschen aber wird bei Euerem Erscheinen gewiß in Ohnmacht fallen."

Und nun erzählte Gräfin Reuß, wie Fürstin Lubomirska bei dem Ringelstechen in Warschau, als König August vom Pferde geworfen wurde, vor Schreck und Theilnahme in Ohn-

macht fiel, und sich dadurch die Neigung des königlichen Helden eroberte. Beide hätten das Bewußtsein zu gleicher Zeit verloren; wie angenehm das Erwachen gewesen, ließe sich begreifen.

„Als die Fürstin die Augen wieder öffnete," fuhr die Gräfin Reuß fort, „sah sie August vor ihr knien ... O, wie haben sich die Zeiten geändert! Jetzt dürfte den König eine Ohnmacht der Teschen-Lubomirska nicht im mindesten bewegen. Ihr Reich ist seinem Ende nahe. Während der jüngsten Leipziger Messe soll er über seinem Glücke bei den französischen Schauspielerinnen sie zu lieben verlernt haben, und man will wissen, daß er unlängst dem Fürsten Egon von Fürstenberg anvertraut habe, sein Herz sei frei und er wolle es der ersten Schönen, welcher er begegnen werde, zu Füßen legen."

Diese Rede ängstigte die junge Frau. „Ich will hoffen, verehrte Gräfin," sagte sie, „daß in Eueren Worten keine Anzüglichkeit liegt, daß Ihr mich nicht im Verdacht habt, ich wolle gegen Schauspielerinnen und Favoritinnen in die Schranken treten. Wahrlich, der Preis lockt mich nicht! Wie könnte ich mich mit einem Herzen begnügen, das durch die Liebe zu einer Teschen entweiht wurde!"

Gräfin Reuß erröthete bei diesen Worten, die sie nicht erwartet hatte.

„Natürlich!" erwiderte sie rasch. „Wer dachte auch an dergleichen! Ich plaudere, um zu plaudern. Uebrigens kann es nicht schaden, Euch auf alle Fälle zu wappnen. Doch lasset uns zu unserem früheren Gespräche zurückkehren. Wir schicken Euch also Kleidermacherinnen und Kaufleute. Für den Fall, als Ihr Euere Diamanten in Laubegast gelassen habt, oder Ihr solche nicht besitzet, empfehlen wir Euch Herrn Noeyer — ein verschwiegener, zuvorkommender Mann — der Euch feenhafte Hals- und Armbänder, welche am Hofe noch nicht getragen wurden, leihen wird."

Damit verabschiedeten sich die beiden Damen von der Gräfin Hoym, die ihren Besuch schweigend bis an die Thür des Salons begleitete. Der Minister, dessen Cabinet mit Accisebeamten gefüllt war, hatte sich nicht mehr blicken lassen.

Die beiden Damen stiegen, ohne ein Wort zu sprechen, in den Wagen der Gräfin Reuß und schwiegen lange. Endlich fragte Frau von Vitzthum: „Was denkt Ihr von meiner Schwägerin?"

Gräfin Reuß antwortete: „Mich dünkt, daß Euer Bruder sich von heute an als Witwer betrachten darf. Anna ist zwar stolz und ihr Widerstand dürfte von langer Dauer sein. Schwierigkeiten aber reizen den König. Sie ist schön wie ein Engel, geistreich, kühn, seltsam — kurz, sie besitzt Eigenschaften, welche nicht nur anziehen, sondern auch zu fesseln vermögen. Suchen wir sie für uns zu gewinnen, ehe sie die Zügel erfaßt; denn nachher dürfte uns dies nicht mehr gelingen. Wir wollen mit vereinten Kräften wirken, Theuerste! Durch dieses Geschöpf werden wir den König, die Minister, Alle und Alles leiten können! Was die Teschen betrifft, so ist sie unwiderruflich verloren. Dafür danke ich dem Herrn! Habe ich doch von dieser sentimentalen, langweiligen Person nie das Geringste erlangen können! Uebrigens sehe ich nicht ein, warum die Teschen-Lubomirska nicht zufrieden sein sollte. König August hat ihr Kind anerkannt, ihr einen fürstlichen Namen verliehen, sie besitzt immense Reichthümer. Wozu braucht sie noch mehr? Ihre Herrschaft hat lange genug gewährt. Der König langweilt sich, er ist unglücklich. Es ist daher nur billig, daß wir Mittel finden, ihn zu zerstreuen, ihm sein Mißgeschick vergessen zu machen. Fürstenberg soll uns helfen, die Teschen zu stürzen und Anna von Hoym zu erheben. Hierzu wird ein großer Aufwand von Takt, Schlauheit und Geduld erforderlich sein. Anna ist zu stolz, um sich im Sturme erobern zu lassen."

„Der arme Hoym!“ lachte Frau von Vitzthum. „Wenn er nur halbwegs klug ist ...“

„Wird er sich die Erhebung Anna's zunutze machen,“ ergänzte die weltkluge Dame. „Der Roué liebt seine Gattin schon längst nicht mehr. Außerdem hat er die Grube, in die er fallen wird, selbst gegraben.“

„Diese Grube dürfte Fürstenberg's Werk sein,“ meinte Hoym's Schwester.

„Nein, nein! Der gute Mann hat es sich selbst zu verdanken, wenn ... wenn ... König August an seiner Frau Gefallen findet. Doch hört! Anna sollte morgen ein goldgelbes Kleid und rothe Korallen tragen. Das würde ihrem rabenschwarzen Haar, ihrem kindlich-frischen Teint gut stehen. Ist Euch der Glanz, die Glut ihrer Augen niemals aufgefallen?“

„Ja — ihre Augen drücken aber eine grenzenlose Weltverachtung aus.“

„Diesen Fehler werden sie verlieren, das mögt Ihr mir glauben! Wenn Anna den König sieht, wenn dieser sich Mühe giebt, ihr zu gefallen, so verliert sie den Kopf, dafür stehe ich, und dann verschwindet auch jener hochmüthige, überlegene Ausdruck, der in ihren Augen liegt.“

---

## 4.

## Fürstin Teschen.

Das Palais des auf dem Königstein in Gefangenschaft lebenden Exkanzlers Beichling, welches die Fürstin Teschen bewohnte, lag in einer der schönsten Straßen Dresdens, und zwar in der Pirna'schen Straße. Ein geborenes Fräulein von Bockum, lebte die Fürstin getrennt von ihrem Gatten, dem

Fürsten Lubomirski, und war die Maitresse en titre August's des Starken, der ihr bei der Geburt eines Kindes den Namen Teschen aufgedrungen hatte. Das Palais in der Pirna'schen Straße war ein Geschenk des Königs. Die Fürstin mochte es zum Lohne dafür erhalten haben, daß sie sich an dem Sturze Beichling's betheiligt hatte.

Wenn die Fürstin nicht auf ihren in der Lausitz gelegenen Besitzungen oder auf ihrer Herrschaft Hoyerswerda weilte, war sie in ihrem prächtigen Dresdener Palaste, wo sie geradezu einen fürstlichen Aufwand machte.

Die glücklichen Zeiten der glühenden Liebe, der ritterlichen Galanterie schienen aber auf immer entschwunden zu sein, jene schönen, unvergeßlichen Zeiten, wo König August nicht leben konnte, wenn er seine geliebte Ursula nicht jeden Tag sah, da die Fürstin in den Farben Sachsens gekleidet, auf einem feurigen Rosse im Vollbewußtsein ihrer Jugendkraft an der Seite ihres königlichen Geliebten einherjagte.

Ja, es waren glückliche Zeiten gewesen, die man unter glänzenden Festen, tollen Maskeraden, fröhlichen Reisen verbracht hatte, schöne, unvergeßliche Zeiten, welche von den Hofpoeten besungen und als einzig gepriesen worden waren.

Die schöne Ursula ahnte längst, daß diese glücklichen Zeiten nicht ewig währen würden. Dies mochte ihr in jener Ballnacht mit erschreckender Klarheit vor die Seele getreten sein, in jener denkwürdigen Nacht, wo sie und ihr königlicher Geliebter auf Veranstaltung der unerbittlichen Königin von Preußen mit Aurora Königsmarck, der Gräfin Esterle und Frau von Haugwitz, den drei abgedankten Favoritinnen August's, zusammentrafen. Königin Sophie Caroline wollte sich an der Verwirrung des leichtfertigen Fürsten und seiner Geliebten weiden. Es sollte diese Begegnung eine Strafe dafür sein, daß August die Prinzessin Anhalt-Dessau, Carolinen's Hoffräulein, mit solch ungestümer Huldigung verfolgte und behelligte.

Fürstin Teschen verstand das ihr damit gleichsam zugerufene Memento mori; trotz aller Betheuerungen von Seite ihres Geliebten sah sie ein, daß der flatterhafte, unthätige Augustin — dies war der Spitzname August's des Starken und ihm galt das so populäre Lied: „Ei, du lieber Augustin“ — daß Augustin sie dereinst verrathen und verlassen würde. Der König hatte bisher, das heißt bis zur Zeit, da unsere Erzählung beginnt, neben zahlreichen geheimen Liebesabenteuern nie verfehlt, die Fürstin mit zartester Rücksicht zu behandeln, und sich den Anschein gegeben, als sei er noch immer von der tiefsten Leidenschaft für sie durchdrungen.

Noch übte Fürstin Teschen über König August viel Einfluß aus, noch führte ihre kleine Hand die goldenen Zügel ihrer Eintagsherrschaft mit der ihr eigenen Gewandtheit; allein Ursula fühlte, daß ihr diese Zügel dereinst, ja vielleicht schon bald, würden entrissen werden. Zwar zeigte ihr der Spiegel noch ein schönes Antlitz, dem Spuren von Jugendfrische nicht fehlten, allein dieses Gesicht entbehrte desjenigen Reizes, nach welchem der König fortwährend Verlangen trug, nämlich des Reizes der Neuheit. Was August noch zu ihr hinzog, was ihn den Verkehr mit ihr anziehend finden ließ, war Ursula's Geist, ihr Verstand. Er bewunderte sowohl ihr geistvolles Gespräch, als die Gewandtheit, welche sie bei den schwierigsten Fällen an den Tag legte, sowohl ihren Sinn für die Künste der Intrigue und ihre raffinirte List als ihre weibliche Politik.

Noch verbrachte König August täglich mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft. Trotzdem hätte der Teschen jetzt der Muth gefehlt, das auszusprechen, was sie einst der Königin Eberhardine, der Gemahlin August's, sagte, als diese sie gefragt hatte, ob sie noch lange in Dresden zu bleiben beabsichtige. Da sie mit dem Könige gekommen sei, werde sie auch nur mit dem Könige abreisen! Das waren die Worte, welche sie zu der Königin sprach.

Um die Lippen, welche einst mit so stolzer Zuversicht gesprochen, hatte sich ein schmerzlicher Zug eingegraben, die schönen blauen Augen, welche damals so kühn geblitzt hatten, waren jetzt oft thränenfeucht, weil die Fürstin täglich, stündlich des Befehles gewärtig war, Dresden zu verlassen. Zwar fehlte es noch an greifbaren Zeichen, daß diese Befürchtung kein Hirngespinnst sei. Denn bei Hofe hatte sich anscheinend nicht die geringste Veränderung zugetragen. Die Wünsche der Teschen wurden erfüllt, ehe sie dieselben aussprach, Alles huldigte ihr, sie war nach der Königin die Erste am Hofe. Und doch las die Fürstin ihren bevorstehenden Sturz von den Gesichtern der Höflinge ab, deren kaum merklich ironisches Lächeln, deren verstohlene, boshafte Blicke ihr nicht entgingen. Auch sie mochten erkannt haben, daß des Königs Liebe zu ihr in eine banale Galanterie ausgeartet war, daß er für sie, die Fürstin Teschen, wie für seine Gemahlin, die fromme Königin Eberhardine, nur Gleichgiltigkeit hege.

Die schöne Ursula hatte den König einst leidenschaftlich geliebt. Damals wiegte sie sich mit der Hoffnung, den Wankelmüthigen für alle Zeiten an sich zu fesseln und dereinst Königin zu werden. Diese Hoffnung war jedoch gar bald entflohen; Ursula hatte schon längst eingesehen, daß sie das Los aller Derjenigen theilen würde, die August geliebt hatte. Der Enttäuschung folgte die Erkaltung ihrer Gefühle. Zwar war sie noch immer bemüht, dem König zu gefallen, ihn durch ihr geistreiches Gespräch aufzuheitern, zu unterhalten, aber das geschah nur aus Eitelkeit, aus Koketterie. Sobald sie allein war, verwandelte sich ihre Heiterkeit in Trauer; sie schloß sich ein, ließ ihren Thränen freien Lauf und sann auf Rache, nach der ihr wundes Herz lechzte. Das schien der König zu ahnen, denn je häufiger die Fürstin an ihren Oheim, den Cardinalprimas von Polen, Radziejowski, schrieb, desto eifriger war August bemüht, sie von seiner Liebe, von seiner Treue zu überzeugen. Er war sich der

Gefahr bewußt, die ihm drohe, für den Fall, als er sich die Nichte des ersten Würdenträgers von Polen zu seiner Feindin machen würde. August fürchtete sich vor der Strafe, ehe er sie verdiente.

Fürstin Ursula hatte sich ihre so kurze Herrschaft um hohen Preis erworben. Zwar waren ihr während dieser Herrschaft irdische Güter und Gold in Fülle zugeflossen, diese Herrschaft hatte sie aber zugleich mit Schmach bedeckt, sie in die zweideutige Lage eines gatten- und obdachlosen Weibes versetzt. Für den Fall, daß sich ihre trüben Ahnungen erfüllen sollten, konnte sie, die Ehrvergessene, in ihre Heimat zurückkehren? Nein, hierzu hätte sie die Stirne nicht gehabt.

Sie harrte täglich mit ahnungsvollem, bangem Herzen des Urtheiles, das sie verbannen sollte. Oft blieb sie stundenlang in die trübsten Gedanken versenkt, benetzte den Scheitel des Kindes, das sie dem König geboren und er durch einen Kuß anerkannt hatte, mit heißen Thränen und fühlte sich namenlos unglücklich, noch ehe sie eigentlich das Recht hatte, zu klagen.

Der Palast der Teschen war noch immer der Mittelpunkt des Hofes, der Versammlungsort einer zahlreichen Schaar eleganter Damen und Cavaliere. Besonders den Letzteren verschaffte König August den Zutritt sehr gern. Er hoffte ohne Zweifel, daß es dem Einen oder dem Anderen gelingen würde, das Herz des Weibes zu erobern, dessen er überdrüssig war. Eine larmoyante Liebe, wie die der Fürstin, vermochte August den Starken nicht lange zu fesseln, der niemals geweint hatte und dem Thränen und Vorwürfe geradezu unerträglich waren.

Heute war die Fürstin in Verzweiflung. Mit fieberhafter Eile ging sie in ihrem Gemach auf und ab und fragte sich wohl zum hundertstenmal, ob sie die Herausforderung, die man ihr zuwarf, annehmen solle oder nicht. Diejenigen, welche sich ihre wahren Freunde nannten und jeden Morgen zu hinterbringen pflegten, was der König am vergangenen Tage gethan und

gesprochen, hatten ihr auch die Geschehnisse der vorigen Nacht mitgetheilt. Sie war von allem in Kenntniß gesetzt worden, von der Wette Hoym's, von der Ankunft der Gräfin, von den damit verbundenen Intriguen — kurz, die Fürstin wußte alles.

Es war diese Ankunft ein Ereigniß, womit sich die ganze Hauptstadt beschäftigte. Gegen 11 Uhr Vormittags sprach man schon überall davon. Niemand hatte die Gräfin gesehen, niemand kannte sie und doch behauptete Jedermann, daß sie wunderschön sei. Man wußte, daß sie im Jahre 1680 geboren war, daß sie in dem Alter der Lubomirska-Teschen stand. Ob sie eine Blondine wie diese oder eine brünette Schönheit sei, darüber vermochte niemand Auskunft zu geben. Kyau, der unerbittliche Kyau, sollte Denjenigen, die ihn gefragt hatten, ob Gräfin Hoym wirklich von einziger Schönheit sei, folgende Antwort gegeben haben: „Fragt nicht darnach, ob sie schön sei, denn die Schönheit ist diesesmal Nebensache. Hauptsache ist, daß sie der Anderen nicht gleichsehe!"

„Der Anderen nicht gleichsehen — ihr, der einst so heißgeliebten Ursula nicht gleichsehen durfte die Neuangekommene, wollte sie Gnade finden vor den Augen des nach neuer Liebe, nach einem neuen Antlitz sich sehnenden Königs!" rief die Fürstin bei sich und biß sich vor Zorn die Lippen blutig.

Die Vorzimmer der fürstlichen Gemächer waren an diesem Morgen fast leer; niemand meldete sich zu dem Lever der Geliebten des Königs. Diejenigen, welche sonst diesem Lever anzuwohnen pflegten, liefen heute in der Stadt herum, entweder um irgend etwas Neues über das Tagesereigniß zu erfahren oder um eine hierauf bezügliche Neuigkeit zu verbreiten und damit Sensation zu erregen.

Es hieß, König August habe gewohntermaßen das Programm zu der am folgenden Tag stattfindenden Festlichkeit höchsteigens entworfen und sei dabei bemüht gewesen, sozusagen sich selbst zu übertreffen. Ferner erzählte man sich, daß der König mit fieber-

hafter Ungeduld den Augenblick erwarte, wo er über die Wette, welche Fürstenberg mit Hoym eingegangen, würde entscheiden können.

Der Besuch, den die Gräfin Reuß und Frau von Vitzthum der Heldin des Tages abgestattet, war stadtbekannt, und die Leute meinten, die beiden Damen hätten dabei einen nichts weniger als uneigennützigen Zweck im Auge gehabt. Frau von Vitzthum aber sagte Allen, welche es hören wollten, daß ihre Schwägerin sämmtliche Damen des Dresdener Hofes an Schönheit übertreffe.

Fürstin Teschen ging lange ruhelos im Zimmer auf und nieder. Sie rang dabei verzweiflungsvoll die Hände und weinte heftig. Dreimal hatte sich der König ihrem Joche entzogen, und dreimal war es ihr gelungen, ihn von neuem zu fesseln. Jetzt aber hatte die entscheidende Stunde geschlagen, das sagte ihr das ahnungsvolle Herz. Schmerzerfüllt warf sie sich auf das Sopha .... da kam ihr plötzlich ein wunderlicher Gedanke. Schnell entschlossen, das auszuführen, was ihr eben eingefallen, rief sie ihre Zofe herbei und flüsterte dieser einige Worte ins Ohr. Hierauf hüllte sie sich in einen Mantel, warf einen dichten Schleier über ihr Haupt und eilte in den Garten, wo eine Sänfte für sie bereit stand. Nachdem sie eingestiegen war, trugen ihre Diener die Sänfte eine mit jungen Bäumen bepflanzte Allee hinab und hielten vor einem Pförtchen still, das in den Hoym'schen Garten führte und durch einen alten Gärtner geöffnet wurde. Die Fürstin eilte durch die Laubgänge nach dem Hause, huschte unbemerkt durch dasselbe, erstieg die Treppe und pochte an eine gegenüberliegende Thür. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe geöffnet wurde. In der schmalen Thürspalte zeigte sich der Kopf einer Kammerfrau, welche die tiefverschleierte Frau mit neugierigen Blicken maß und sie nach ihrem Begehr fragte. Fürstin Teschen drückte der Kammerfrau, ohne ein Wort zu sprechen, einige Ducaten in die Hand, schob sie sanft beiseite,

trat in das Vorzimmer ein und ging einer dem Eingang gegenüberliegenden Thür zu.

Anna von Hoym lehnte am Fenster, mit dem Rücken gegen dasselbe gewandt, als sich die Thür aufthat und eine in Schwarz gekleidete, verschleierte Frauengestalt auf der Schwelle erschien. Von diesem zweiten Ueberfall unangenehm berührt, richtete sich die Gräfin stolz in die Höhe und fixirte die unbewegliche Erscheinung im Rahmen der Thür mit zusammengezogenen Brauen.

Die Fürstin aber schwieg, warf mit zitternder Hand ihren Schleier zurück und starrte Anna secundenlang mit weitgeöffneten Augen an, um alsdann erbleichend, mit bebenden Lippen die Hände auszustrecken, wie eine Stütze suchend, einige Schritte vorwärts zu wanken und bewußtlos auf das Sopha, welches unfern der Thür stand, zu sinken.

Frau von Hoym sprang hinzu, ihr beizustehen. Anna sowohl als die herbeigerufene Kammerfrau der Gräfin gaben sich alle Mühe, die Bewußtlose wieder ins Leben zu rufen. Endlich schlug der seltsame Besuch die Augen auf, sah sichtlich verwirrt im Zimmer umher und heftete von neuem ihren Blick mit demselben betroffenen Ausdruck wie zuvor auf die schöne Gräfin, der sie durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß sie mit ihr allein zu sein wünsche.

Anna winkte der Kammerfrau, sie möge sich entfernen. Diese gehorchte.

Als die beiden Damen allein waren, begann Fürstin Teschen:

„Verzeiht mir . . . Ich wollte Euch sehen; ich wollte Euch warnen . . . Meine Pflicht, mein Gewissen führten mich zu Euch . . . .“

Sie hielt inne, wie einer Antwort gewärtig. Allein Gräfin Hoym schwieg und blickte sie mit ihren großen Augen betroffen an. Dem einsamen Leben, das die Gräfin bislang geführt, war plötzlich eine wechselvolle, fieberhafte Existenz gefolgt, in der sie

sich nicht zurechtzufinden wußte. Der jetzige Auftritt erhöhte nach allem, was heute schon geschehen war, die Besorgniß und die Angst, welche sich ihrer bemächtigt hatten, seit sie Laubegast verlassen.

„Betrachtet mich," fuhr die Fürstin nach kurzer Pause fort. „Ihr tretet das Leben in dem Augenblicke an, da ich es beschließe. Es gab eine Zeit, wo ich das war, was Ihr jetzt seid: unschuldig, sorglos, glücklich, geehrt von aller Welt, in Frieden mit Gott und meinem Gewissen. Ich hatte einen schlichten, aber makellosen Namen gegen einen fürstlichen eingetauscht, war zu hohem Ansehen gelangt. Da kreuzte plötzlich ein Mann, der eine Krone trug, meinen Lebenspfad. Ein Lächeln seines stolzen Mundes ließ mich alles vergessen. Er legte seine Krone, seine Unterthanen, sein Herz zu meinen Füßen, mir schwindelte, ich folgte ihm. Und jetzt . . . jetzt besitze ich nichts als einen geborgten Namen, ein gebrochenes Herz, einen schmachvollen Titel. Sonst ließ er mir nichts. Mein Glück ist zu Ende, meine Zukunft trostlos. Das Schicksal meines Kindes erfüllt mich mit Angst; ich stehe allein auf der Welt, meine Angehörigen verleugnen mich. Diejenigen aber, welche noch gestern sich vor mir beugten, werden mich morgen nicht mehr kennen, und er, für den ich alles hingegeben, wird mich wie eine Fremde von sich stoßen."

„Warum sucht Ihr mich zu erschrecken," fragte die Gräfin mit unsicherer Stimme. „Was soll das bedeuten? Wer seid Ihr?"

„Was ich heute bin, weiß ich nicht; gestern war ich . . . Königin."

„Ich aber strebe nach keiner Krone!" rief Gräfin Hoym. „Weiß ich doch, daß sie die Stirne, auf der sie ruht, versengt. Wozu alle diese Drohungen, diese Mahnungen, die mir hier von allen Seiten zugerufen werden?"

„Es sind nur Warnungen, verehrte Gräfin," erwiderte Fürstin Teschen in ernstem Tone. „Uebrigens schmückt jene ver-

sengende Krone bereits Euere Stirn, die Welt hat sie Euch vor der Zeit auf das Haupt gedrückt. Mich beseelte nur der Wunsch, Euch die Dornen zu zeigen, welche unter diesem goldenen Reife verborgen liegen."

„Ihr verkennt mich," entgegnete ruhig die Gräfin. „Mich gelüstet nicht darnach, meine Hand nach solcher Krone auszustrecken, dazu bin ich zu stolz! Ich möchte nur eine Krone besitzen, die ich mit ins Grab nehmen dürfte. Beruhigt Euch daher . . ."

Sie schwieg aus Mitleid für das unglückliche Weib, das während ihrer Rede in heftiges Schluchzen ausgebrochen war. Nach einer Pause fuhr die Gräfin leise, wie zu sich selbst sprechend, fort: „Welch' wundersame, unbegreifliche Dinge widerfahren mir heute! . . . Wie gerne flüchtete ich nach Laubegast!" Dann näherte sie sich der Fürstin und fragte mit weicher Stimme: „Wollt Ihr mir nicht sagen, wer Ihr seid, wie Ihr heißt?"

„Ursula Teschen," erwiderte leise die Fürstin. „Wer sie ist, wißt Ihr! Vielleicht errathet Ihr jetzt, weshalb man Euch nach Dresden kommen ließ. Der blasirte Gebieter sehnt sich nach Wechsel!"

„Die Feiglinge treiben also Handel mit uns, als wären wir ihre Sklavinnen!" rief die Gräfin aus.

Achselzuckend erwiderte Fürstin Teschen: „Wir sind ihre Opfer."

„Ich — ein Opfer? O nein, mich werden sie nicht hinopfern! Ich will kein Opfer sein! Ich bin so stolz, daß ich den Tod der Schmach vorziehe."

Die Fürstin betrachtete Anna eine Weile schweigend mit einem traurigen Ausdruck in den Augen und seufzte endlich:

„Wenn Ihr mich nicht verdrängt, so wird es eine Andere thun. Denn meine Stunde hat geschlagen!"

Damit zog sie den Schleier wieder über ihr Gesicht und erhob sich von ihrem Sitze. „Jetzt seid Ihr gewarnt, sucht Euch zu vertheidigen!"

Nach diesen Worten verließ Fürstin Teschen das Zimmer, in dem Gräfin Hoym nachdenkend zurückblieb, während die Geliebte des Königs nach der Stelle eilte, wo sie ihre Sänfte gelassen. Schon war sie in dieselbe gestiegen, schon hatten sich die Träger in Bewegung gesetzt, als ein junger Officier mit blassem Gesichte hinzustürzte und die Hand auf den Sänftenschlag legte. Die Träger hielten still und Fürstin Teschen schob die schon halbzugezogene seidene Gardine des Fensters rasch zurück.

Der Hinzugetretene war ein junger Mann von schönem, aristokratischem Aeußeren, mit ausdrucksvollen, energischen Zügen, die jedoch in diesem Augenblick der Schmerz, die Entrüstung gleichsam verzerrte. Er stand wie Einer, der nicht weiß, ob er seinen Augen trauen darf.

„Seid Ihr es wirklich, Fürstin?“ rief er. „Ihr, Ihr ... in diesem Hause! O mein Gott! Sagt mir die Wahrheit, Fürstin, ich beschwöre Euch, täuscht mich nicht, seid aufrichtig! Ich will mich auf immer entfernen, Ihr sollt mich nie wiedersehen, aber gesteht mir alles, verhehlet nicht, daß ...“

„Was Ihr thöricht seid!“ fiel die Fürstin dem jungen Mann in die Rede. „Seht Ihr denn nicht, daß ich im Hause Hoym's war? ... Ihr könnt doch unmöglich glauben, daß ich in den Minister verliebt sei?“ Hier legte sie ihre Hand auf die des Mannes und fuhr in sanftem Tone fort: „Kommt mit mir, mein Prinz. Ihr dürft nicht eher von mir gehen, als bis Ihr eingesehen habt, wie ungerecht Euer Verdacht ist. Verlacht mich nicht, klagt mich nicht an, nicht in diesem Augenblick ... Das wäre gar zu grausam; ich könnte es nicht ertragen, es würde mich tödten!“

Die Blicke, welche die schöne Frau dabei auf den jungen Prinzen warf, waren so beredt, so überzeugend, daß er alsbald den gehegten Verdacht aufgab. Auf seinem Gesichte lag jetzt keine Spur mehr von der Trauer und der Sorge, welche es vorhin

überschattet hatte. Helle Freude leuchtete in seinen großen Augen, indem er schweigend neben der Sänfte einherging. Als sie das Haus erreicht hatten, half er der Fürstin aussteigen und führte sie an der Hand in ihre Gemächer.

Erschöpft sank die junge Fürstin auf das Sopha, gab dem Prinzen ein Zeichen, er möge neben ihr platznehmen und rief, nachdem sich der junge Mann neben sie gesetzt: „Ich bin empört, außer Fassung, mein Prinz! Wißt Ihr, wo ich war? Bei ihr, bei jenem Weibe, das von feigen Höflingen nach Dresden gelockt wurde, um den König zu amüsiren, ihm Neues zu bieten und um mich zu stürzen! Kennt Ihr die Gattin des Ministers Hoym, Prinz?"

Ludwig von Württemberg schüttelte das Haupt. „Ich habe von ihr reden gehört; Hoym ist heute die Zielscheibe der abgeschmacktesten Witze. Es heißt, man habe ihn gestern gezwungen, zu viel zu trinken, um ihn zu bewegen, seine Frau zur Schau zu stellen . . ."

„Ich habe sie gesehen, diese Frau," unterbrach ihn die Fürstin, fieberhaft erregt. „Sie ist sehr schön, sehr gefährlich, und wird den König eine zeitlang beherrschen . . ."

„Gott sei Dank!" jubelte der Prinz. „Dann werdet Ihr endlich, endlich frei!"

Fürstin Teschen warf einen durchdringenden Blick auf den Prinzen, der über und über roth wurde und verwirrt zu Boden sah. Es trat eine Pause ein. Endlich reichte Ursula dem Prinzen ihre Rechte, der sie mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Seine heißen Lippen ruhten noch auf dieser feinen, weißen, aristokratischen Hand, als sich plötzlich ein scharfes, spöttisches Lachen vernehmen ließ.

Eine kleine Frau war unbemerkt in das Zimmer getreten und näherte sich jetzt, mehr tänzelnd als gehend, den Beiden, indem sie mit unverkennbarer Schadenfreude in die Hände klatschte.

„Bravi! Bravissimi!" schrie das kleine Persönchen, welches nichts weniger als schön war, obwohl dessen Züge mit den so lieblichen der Fürstin eine entfernte Aehnlichkeit hatten. Das Alter dieses Kobolds ließ sich nicht leicht bestimmen. Die kleine Frau mochte zwanzig, konnte aber auch dreißig Jahre zählen. Ihr Gesicht war eines derjenigen, welche nie jugendlich aussehen und nie altern. Sie hatte böse, stechende graue Augen von merkwürdiger Beweglichkeit, um ihre Lippen spielte immer ein ironisches Lächeln, jeder Zug ihres Gesichtes verrieth ihr boshaftes, zänkisches, schadenfrohes Wesen. Ihrer Toilette sah man es an, daß sie sich Mühe gab, die einzigen Reize, welche sie besaß, nämlich ihre kleinen Füße und ihre hübsche Taille, vortheilhaft hervorzuheben. Diese Frau war die Schwester der Fürstin Teschen, die Gattin des Baron Glasenap und die Freundin des berühmten Generals Schulenburg.

„Bravi! Bravissimi!" kreischte die Baronin, indem sie vor ihre Schwester und den Prinzen hintrat und einen tiefen Knix machte. „Bitte, lasset Euch nicht stören! Wir sind ja unter uns! Du hast Recht, Schwesterchen, Dich trösten zu lassen, vollkommen Recht! Denn, wozu sollte man's verschweigen? — Die Stunde hat geschlagen, wo Du den König aufgeben, Dich vom Hofe zurückziehen mußt. Du handelst wie ein guter General! Ein solcher läßt sich den Rückzug nie abschneiden!"

Prinz Ludwig, welcher bei dem Eintreten der wegen der Intriguen und Uneinigkeiten, die sie anstiftete, bei Hofe unbeliebten, ja verhaßten und gefürchteten Dame Fürstin Ursula's Hand hatte fallen lassen und aufgestanden war, verharrte mit gesenktem Blick neben dem Sopha, in dessen Ecke die Geliebte des Königs lehnte und den Redeschwall der Baronin geduldig über sich ergehen ließ.

„Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen, Schwester," fuhr die unerträgliche Frau von Glasenap fort. „Ich bin sehr beschäftigt. Doch pflege ich im Augenblick der Gefahr immer zu

erscheinen, wie Du weißt. Du hast wohl schon erfahren, daß Frau von Hoym nach Dresden berufen wurde? ... Ich kenne diese Frau, ich sah sie einst vor Jahren und prophezeite damals, daß sie gleich der schönen Helena Unheil stiften werde. Sie ist geradezu ein Wunder an Schönheit, brünett, was allen blonden und rothhaarigen Damen ein Dorn im Auge sein mag," schaltete die boshafte Frau, auf die lichten Haare der Fürstin anspielend, leise kichernd ein. „Und geistreich ist sie auch; ihre Lebhaftigkeit, ihr Stolz, ihre königliche Haltung suchen ihresgleichen, kurz, Dein Reich, Schwesterchen, ist zu Ende. Doch, was verschlägt's? Verfolgen Dich doch die Fürstentitel! Dir ist das Glück günstiger als mir, die ich nur einen armseligen Baron aus Pommern zu erangeln vermochte. Du hingegen hießest Fürstin Lubomirska, heißt jetzt Fürstin Teschen und wirst Dich dereinst Fürstin von Württemberg nennen."

Der junge Prinz trat mit einer zornigen Geberde an das Fenster, während die Teschen mit gesenktem Blick murmelte: „Wenn ich nur wollte, fände sich ein Vierter ..."

„Gewiß! Soll ich Dir sagen, wie er sich nennt?" fragte die Baronin und fuhr, indem sie sich zu dem Ohr der Schwester hinabneigte, flüsternd fort: „Er heißt Prinz Alexander Sobieski. Der aber heiratet Dich nicht, meine Theuerste — der kleine Ludwig von Württemberg hinaegen ist bereit, es zu thun."

Fürstin Teschen wandte sich von ihrer Schwester mit einer tiefsten Abscheu ausdrückenden Geberde ab. Die Baronin lachte, ging im Zimmer hin und her, wobei sie sich häufig im Spiegel betrachtete, und blickte von Zeit zu Zeit ihre Schwester oder den Prinzen von der Seite an. Dabei schwätzte sie unbefangen weiter.

„Wenn Du klug bist, Ursula," fuhr sie fort, „so wirst Du aus diesem Kampfe als Siegerin hervorgehen; die Hoym kann dem König nicht lange gefallen; ihre Person wird ihn anziehen, ihr Hochmuth ihn abstoßen, so daß er die sanfte Teschen gar

bald wieder liebenswerth finden wird. Was läßt sich da thun? Die Launen eines Königs kann man nur verzeihen. Den Königen ist das erlaubt, was gewöhnlichen Sterblichen verboten wird. — Lebt wohl, Durchlaucht!" rief sie hier mit einer Verbeugung, die zu tief war, als daß sie ernst gemeint sein konnte, dem von der Fürstin Teschen sich verabschiedenden Prinzen zu. Ihr war der warme Händedruck der Beiden nicht entgangen.

Prinz Ludwig grüßte sie und ging.

Ursula saß in Gedanken verloren auf dem Sopha; ihre Schwester betrachtete sie eine Weile und sagte endlich: „Du darfst die Geschichte nicht tragisch auffassen, Schwesterchen. Was ist denn am Ende so Furchtbares geschehen? Der König ist der blonden Frauen überdrüssig, voilà tout! Dir gehört die fürstliche Herrschaft von Hoyerswerda und der prächtige Palast des Exkanzlers Beichling. Du besitzest Millionen und Diamanten in Hülle und Fülle, die Zukunft Deines Sohnes ist gesichert, Du bist schön und jung, Prinz Ludwig ist einer Verbindung mit Dir nicht abgeneigt . . . Was willst Du mehr, mein Täubchen?"

„Des Königs Liebe," erwiderte Ursula, indem sie aufs neue zu weinen anfing.

„Bah! Die Zeiten, wo Du Dich darnach sehntest, sind längst vorüber! Euere Liebe hat, wenn ich mich anders nicht irre, kaum sechs Monate gedauert, während welcher Zeit Eines das Andere insgeheim zum mindesten zehnmal hinterging. Was?"

„Schwester!" rief entrüstet die Fürstin.

„Oder wie, hätte ich mich geirrt?" sagte in ironischem Tone die Baronin. „Dann staune ich darüber, daß es Dir gelang, die Liebe des Prinzen von Württemberg so lange zu erhalten. Welch ein anspruchsloser Jüngling! So viel Hingebung, solche Uneigennützigkeit ist bei den Männern heutzutage selten anzutreffen."

Baronin von Glasenap kicherte und schlug alsdann einen anderen Ton an. „Lubomirska," sagte sie ernst, „ich will Dir

einen guten Rath ertheilen. Wenn sich ein König von seiner Geliebten trennt, fordert er gewöhnlich seine Brillanten zurück. Deshalb rathe ich Dir, schaffe die Deinigen an einen sicheren Ort."

Die Fürstin, in Gedanken verloren, schien die Worte der Baronin überhört zu haben. Diese fragte plötzlich mit lauter Stimme: „Erscheinst Du auf dem Balle?"

Bei den letzten Worten war die Prinzessin vom Sopha aufgesprungen.

„Ob ich . . ." stockte sie. „Natürlich werde ich gehen!" fügte sie in entschlossenem Tone hinzu. „Ich werde in schwarzen Gewändern, in Trauer, ohne Juwelen erscheinen — ein seltsamer Anblick bei Hofe. Die schwarze Farbe steht mir doch gut, nicht wahr, Therese?"

„Unstreitig — Schwarz kleidet alle Frauen schön. Wenn Du aber hoffst, den König und die Hofleute mit Deinem Trauergewande zu rühren, so giebst Du Dich einer Täuschung hin, Ursula. Nicht bemitleiden wird man Dich, sondern auslachen . . . Tragödien sind am Hofe August's nicht in der Mode."

„Möglich, ich will trotzdem die Trauer anlegen — ja, das will ich thun! Ich werde vor ihn, den Ungetreuen, hintreten wie ein dunkler Schatten, wie ein Gespenst . . ."

„Das vor der reizenden, lebhaften, von Jugend und Schönheit strahlenden Gräfin von Hoym nichts anderes thun wird, als was alle Gespenster zu thun pflegen . . . verschwinden. Mein Gott!" rief die Baronin, nachdem sie einen Blick auf die Caminuhr geworfen, „wie spät es ist! Ich muß Dich verlassen, Ursula, doch sehe ich Dich bald wieder! Auch ich werde auf dem Balle sein, aber nicht auf der Bühne, sondern im Zuschauerraum, wo den Actricen Beifall gespendet wird, wo sie bewundert oder verspottet werden. Also auf Wiedersehen!"

## 5.
## Die Folgen einer Wette.

Die Empfangssäle des königlichen Schlosses strahlten im Glanze zahlloser Lichter. Noch nie war in denselben ein herrlicheres Fest gegeben worden. Wer hätte beim Anblick dieser fabelhaften Pracht geglaubt, daß die furchtbarsten Schicksalsschläge erst jüngst Sachsen getroffen hatten, daß die Finanzen des Landes gänzlich erschöpft waren.

König August trug eine mit Edelsteinen übersäete, höchst geschmackvolle Tracht; an dem Griff seines Degens, an den Schnallen seiner Schuhe blitzten feurige Diamanten; seine majestätische Gestalt schien verjüngt, mit Einem Worte, er glich mehr einem Sieger, der inmitten der denkbar glänzendsten Umgebung seinen Triumph feiert, als dem, was er in Wirklichkeit war, nämlich ein Fürst, der vergebens die Krone gegen einen mächtigen Feind zu behaupten sich abmühte.

Mit Edelsteinen und kostbarem Geschmeide hatten sich auch alle Damen überladen. Einige waren von so seltener Schönheit, daß sie jeden Schmuckes hätten entrathen können und dennoch den Beschauer durch ihre Erscheinung geblendet haben würden.

Ein heiterer Tusch begrüßte den Eintritt der Königin, die wie gewöhnlich schlicht und einfach gekleidet war. König August schritt ihr mit ritterlicher Ehrfurcht lebhaft entgegen, um sie zu ihrem Sitze zu geleiten. Die üblichen Begrüßungen und Vorstellungen fingen an . . .

Noch waren aber die eigentlichen Helden des Tages nicht erschienen. Die gewaltige Stirne des Königs hatte sich schon verfinstert, er warf seinem Günstling Fürstenberg von Zeit zu Zeit bedeutsame Blicke zu, welche dieser nur zu wohl verstand.

Plötzlich ließ sich ein eigenthümliches Gemurmel, gleichsam ein vielstimmiges Flüstern der Bewunderung, vernehmen; Damen

und Herren traten zurück, um einen freien Raum zu bilden und Fürstenberg flüsterte dem König zu: „Sire, sie kommen!“

Da schritten in der That Graf Hoym und dessen Gemahlin Hand in Hand durch die Gasse, welche die ihre Köpfe neugierig hervorstreckenden Ballgäste bildeten. Der Anblick war entzückend. Man hatte am Dresdener Hofe noch nie etwas Reizenderes gesehen, als diese wunderschöne Frau, die mit der Majestät einer Königin zwischen der sie musternden Menge so ruhig und stolz dahinschritt. Ihr ernstes, hoheitsvolles Wesen flößte den Anwesenden eine eigenthümliche Scheu ein, sie imponirte Allen und Alle gaben dies durch ein leises Flüstern der Bewunderung, des Staunens kund.

König August hatte sich vergebens bemüht, dem Blick der jungen Gräfin zu begegnen. Anna von Hoym ließ sich zur Königin, der sie vorgestellt werden sollte, hinführen, blickte aber dabei auch nicht einmal flüchtig auf den König. Man sah ihr an, daß sie keine Neugier empfand, die vielgepriesene apollinische Schönheit August's zu sehen, daß der Glanz und die Pracht, von welchen sie umgeben war, sie keineswegs verwirrten.

August, der die Gräfin sofort zu bezaubern gewünscht, hatte eine Stellung angenommen, welche der jungen Frau mit einemmale zeigen sollte, wie herrlich ihn die Natur ausgestattet. Verlorene Mühe! Gräfin Hoym schien ihn nicht zu bemerken, was den verwöhnten Fürsten nicht nur erzürnte, sondern auch überraschte.

Der arme Hoym war furchtbar bleich und glich einem zum Tode Verurtheilten. Es entging ihm nicht, daß seine Feinde ihn mit geheimer Schadenfreude betrachteten, daß der ganze Hof ihn im Stillen auslachte. Er gab sich Mühe, ruhig, gleichgiltig zu erscheinen, doch es gelang ihm nicht. Sein Gesicht verrieth, daß er unaussprechlich litt, daß martervolle Empfindungen sein Inneres durchwühlten.

Die Königin heftete ihre sanften Augen auf die junge Gräfin und ein wehmüthiges Lächeln flog dabei über ihre Lippen.

Auch sie wußte, welche Gefahr der schönen jungen Frau drohe; ein Gefühl des Mitleids regte sich in ihr und sie seufzte leise.

Als die bei Vorstellungen vorgeschriebenen Ceremonien vorüber waren, stimmte das Orchester eine Polonaise an. Der König und die Königin eröffneten den Ball . . .

Fürstin Teschen hatte sich noch nicht gezeigt. Sonst fehlte niemand; sogar Hülchen, August's Egeria, war trotz ihrer Unpäßlichkeit auf den Hofball gekommen, natürlich nur, um ihre Neugier zu befriedigen.

Kaum war der erste Tanz zu Ende, als von neuem ein eigenthümliches Flüstern die Säle durchwogte. König August blickte nach dem Eingang und nahm eine in Schwarz gekleidete Dame wahr, die im Rahmen der Thür stand und nicht zu wissen schien, ob sie die Schwelle übertreten solle oder nicht. Es war Ursula. Der König, den die Theilnahmslosigkeit, die Indifferenz der Gräfin Hoym gereizt hatten, näherte sich der Fürstin mit lebhaften Schritten und fragte, als er an sie herangetreten war, in spottendem Tone:

„Hat Euch ein schwerer Verlust getroffen, Fürstin, der Euch die schwarze Farbe anzulegen nöthigte? Wen habt Ihr verloren?"

„Euch habe ich verloren, Sire!" erwiderte mit gedämpfter Stimme die Fürstin.

Aller Augen hatten sich auf August und Ursula geheftet. Jetzt wanderten die Blicke von der Geliebten des Königs auf Anna von Hoym, wie um die Schönheit dieser beiden Frauen zu vergleichen, und alle Anwesenden, sowohl die Herren als die Damen, erklärten, daß der Gräfin die Palme gebühre, daß sie nicht nur die Teschen, sondern alle Frauen des Hofes durch die Schönheit ihrer Gestalt und die plastische Vollendung ihres Gesichtes in den Schatten stelle. Die Augen Anna von Hoym's hatten einen unbeschreiblichen Glanz. Es waren einzige Augen

mit blitzartigen Blicken. Neben ihnen verschwanden die der übrigen Damen, wie die Sterne vor der Sonne erbleichen.

August ward nicht müde, das einzig schöne Geschöpf zu betrachten. Als Frau von Bitzthum zu der jungen Gräfin trat, um sie von ihrem Gatten zu trennen, winkte der König diesen herbei und machte zu gleicher Zeit Fürstenberg ein Zeichen, er möge sich ihm nähern.

„Lieber Graf," begann der König, nachdem Hoym und Fürstenberg seinem Winke Folge geleistet hatten, „ich entscheide die Wette zu Eueren Gunsten . . . Du hast die tausend Ducaten gewonnen," fuhr August in familiärem Tone mit gedämpfter Stimme fort, „Fürstchen muß Dir das Geld morgen auszahlen. Lass' Dir also Glück wünschen, nicht allein zu der gewonnenen Wette, sondern auch zu der unvergleichlichen Schönheit Deiner Frau. Sie ist unstreitig das schönste Weib meines Reiches. Die vox populi wird meinem Urtheile beistimmen, davon bin ich überzeugt. Glücklicher Hoym!"

Der Minister hatte während der Rede seines Königs den Kopf auf die Brust fallen lassen. Hoym schien keineswegs glücklich; er glich vielmehr einem Menschen, den das Unglück gebeugt, ja vernichtet hat, einem reuigen Sünder, der gezwungen ist, zu schweigen, am liebsten aber vor Schmerz laut aufschreien möchte.

Fürstenberg zog seinen Gebieter auf die Seite und fragte ihn, ob er die Unkosten der Wette, die Se. Majestät zu Gunsten Hoym's entschieden, wirklich tragen müsse.

„Still, Fürstchen, beklage Dich nicht," sagte August, seinem Günstling lachend die Hand zum Kusse reichend. „Zahle die tausend Ducaten mit froher Miene. Ich schenke Dir die zehnfache Summe zum Lohne dafür, daß Du mir den Anblick eines Meisterwerkes der Natur verschaffteſt."

Damit ging der König, seiner Gewohnheit, die in Ungnade Gefallenen zu trösten, getreu bleibend, zu der Fürstin Teschen,

die, von Allen verlassen, allein in einer Ecke des Saales saß. Diejenigen, welche August nicht kannten, waren gar sehr darüber verwundert, daß der König sich mit der von aller Welt für abgedankt erklärten Favoritin unterhielt. Die alten Höflinge aber, welche erst vor Kurzem gesehen, wie der König den Kanzler Beichling am Vorabend seiner Verhaftung umarmt hatte, wußten nur zu gut, was das huldvolle Benehmen des Fürsten gegen seine Geliebte zu bedeuten habe. Auch Gräfin Reuß und Hülchen waren zu scharfsinnig, um sich durch diese Komödie täuschen zu lassen.

„Die Teschen ist unwiderruflich verloren," flüsterte Gräfin Reuß der Nachbarin ins Ohr, „denn der König überhäuft sie mit Artigkeiten!"

„Wisset Ihr auch, Fürstin," begann der König, indem er Ursula's Trauergewänder mit dem Blicke streifte, „wisset Ihr auch, daß Ihr nie so schön aussahet wie heute? Ihr ruft mir jenes Warschauer Turnier ins Gedächtniß, bei welchem Ihr in Folge eines mir zugestoßenen Unfalles in Ohnmacht fielet."

„Ihr seid allzu gütig, Majestät," erwiderte die Prinzessin, indem sie bitter lächelte. „Mich dünkt indes, daß Frau von Hoym ohne allen Vergleich schöner ist als ich und daß deren Schönheit alle mit jenem Turnier und jener Ohnmacht verknüpften Erinnerungen in Vergessenheit bringen wird."

„Möglich, daß die Schönheit der Gräfin die Euerige übertrifft — wie schön sie aber auch immer sein möge, es ist etwas auf Erden, das für mich größeren Werth hat als all' ihre Reize, und dieses Etwas ist ein zärtliches, warmes Herz, das in einer großmüthigen, edlen Brust schlägt. Liebe Ursula, folgt meinem Rathe, verweilet nicht länger hier, entzieht Euch den auf Euch gerichteten Blicken des Hofes und geht nach Hause, um Euch umzukleiden, das blaßblaue Kleid, welches ich so sehr liebe, anzulegen und mich zum Souper zu erwarten."

Das blasse Antlitz der Fürstin färbte sich. „Mein König!“ sprach sie tiefbewegt. „Ist es möglich? August liebt mich noch? . . .“

„Ursula,“ sagte der König im Tone sanften Vorwurfes, „warum zweifelt Ihr an mir? Wozu sollte ich eine Unwahrheit aussprechen? Wozu Liebe heucheln?“

König August heuchelte in diesem Augenblick in der That nicht. Wie groß auch der Eindruck war, den die Schönheit der Gräfin Hoym auf ihn gemacht, diese hatte ihm dennoch eine Art Angst eingeflößt, ihn gleichsam abgestoßen. Denn die junge Frau verrieth in Blick, Gang und Haltung, daß sie von energischem, herrschsüchtigem Charakter war. Herkules-August fühlte, daß diese Omphale seiner Allgewalt Eintrag thun würde. Anna's Antlitz schien zu sagen: „Ich will herrschen!“ Das Ursula's aber: „Ich liebe Dich, mein Gebieter, und sterbe daran.“ August fand Gräfin Hoym allzu ernsthaft, allzu hochmüthig. Daher hielt er es für gut, die Fürstin zu beruhigen, um deren Neigung nicht zu verlieren. Er war in diesem Augenblick nicht willens, sich in das Joch eines Weibes zu geben, dessen gefährliche Macht er vorempfand, und das nicht einmal Lust zu haben schien, ihn zu unterjochen.

Gräfin Hoym war äußerst geschmackvoll gekleidet. Man bemerkte nur wenige Edelsteine an ihr; ihre harmonische Toilette, ihre eigenthümliche Haartracht brachten ihre außerordentliche Schönheit zur vollsten Geltung.

Die Maler der damaligen Zeit stellen uns Anna von Hoym mit einem vollkommen ovalen Antlitz, einem außerordentlich zarten Teint, einem sehr kleinen Munde, einer zierlichen Nase und großen, schwarzen, ausdrucksvollen Augen dar. Anna's Wuchs, ihre Hände und Füße entsprachen diesem schönen Gesichte, das rasch und häufig die Farbe wechselte.

Die zahlreichen Blicke, welche auf sie geheftet waren, die Pracht, der Luxus, der sie umgab, schienen sie nicht im geringsten

einzuschüchtern. Aus all ihren ruhigen, gemessenen Bewegungen ersah man, daß sie kein Neuling, sondern eine gewandte Weltdame sei. Der herzogliche Hof, an dem sie erzogen worden, konnte sich mit dem Dresdener nun freilich nicht vergleichen, doch es war immer ein Hof gewesen, wo die junge Gräfin frühzeitig jene sichere Haltung sich angeeignet hatte, welche die Damen der großen Welt auszeichnet.

Fürstin Teschen verließ den Ballsaal, nachdem sie dem König einen süßen, langen Blick zugeworfen hatte. Als sie verschwunden war, blieb August gleichsam zögernd eine Weile an derselben Stelle stehen, um alsdann hinter den Stuhl der Gräfin Hoym zu treten. Er betrachtete sie lange, ohne sich zu regen. Da wendete Anna zufällig den Kopf, nahm den König wahr und erhob sich von ihrem Sitze; als aber August bat, sie möchte ungestört auf ihrem Platze verweilen, setzte sie sich mit der größten Gelassenheit, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen.

Wenn der König den Wunsch kundthat, mit Jemandem zu sprechen, so erheischte die Sitte von den Hofleuten, discret auf die Seite zu treten. Nach der Bitte des Fürsten, Gräfin Hoym möge von neuem platznehmen, faßte Vitzthum den Finanzminister beim Arme und zog ihn unter dem Vorwande mit sich fort, er habe ihm Dinge von hoher Wichtigkeit zu eröffnen.

„Ihr lasset Euch heute zum erstenmale an unserem Hofe blicken, Gräfin,“ begann der König in verbindlichem Tone. „Einen wahren Triumph habt Ihr gefeiert, Gräfin. Gestattet mir, Euch zu sagen, daß ich hocherfreut bin, ein Gestirn mehr an meinem Himmel leuchten zu sehen.“

„Sire, in dunkler Nacht kann der kleinste Funke für einen Stern gelten; solche Funken aber erlöschen von einem Augenblick zum anderen. Empfanget indes meinen besten Dank für die unverdiente Schmeichelei, königlicher Herr!“

„Ich habe nur wiederholt, was Alle, welche uns umgeben, sagen,“ erwiderte August.

„Sire, die Welt pflegt sich zu irren; am Neuen findet sie immer Gefallen. Wahrhaft schön ist jedoch nur das, was uns nach vielen Jahren noch ebenso theuer ist, als es uns am ersten Tage war."

August glaubte, die Gräfin spiele auf die Fürstin und auf sein zärtliches Benehmen gegen dieselbe an. Er schwieg eine Weile und bemerkte alsdann:

„Ihr seid allzu bescheiden, Gräfin!"

„Mit nichten, Sire!" erwiderte Anna. „Nur lege ich keinen Werth auf Schönheit."

„Die Schönheit des Antlitzes ist ja der Widerschein der Seelenschöne."

Die Gräfin senkte den Blick und erwiderte nichts. August fuhr fort:

„Nach Euerer langjährigen Einsamkeit, zu welcher Euch dieser grausame Hoym verurtheilte, muß dieser Hof einen eigenthümlichen Eindruck auf Euch machen?"

„Durchaus nicht, Sire," entgegnete Frau von Hoym. „Der Hof, an welchem ich meine Jugend verbrachte, war zwar beiweitem nicht so prächtig wie dieser, allein alle Höfe gleichen sich ja ..."

„Worin?" fiel August rasch ein.

„Darin, daß an jedem mit Meisterschaft Komödie gespielt wird."

„Oho! Welche Rolle spiele denn ich an meinem Hofe, Gräfin?"

„Wahrscheinlich die Rolle eines Directors, das heißt die Rolle Desjenigen, den Alle betrügen und plündern."

Der König blickte sie mit halbem Lächeln verwundert an. „Ihr seid also der Ansicht, Gräfin, daß hier alles falsch sei, daß sich hier Alle verstellen?"

„Wie könnte es anders sein? Hören doch die Könige höchst ungern die Wahrheit."

„Ihr thut uns bitter Unrecht, Gräfin. Wir suchen im Gegentheil nach Menschen, welche uns diesen Nektar: die Wahrheit, zu bieten den Muth hätten ...."

„Und Ihr findet meistens nur solche, welche Euch das Gift der Schmeichelei beibringen," ergänzte die junge Frau mit spottendem Munde.

„Aus Eueren Worten ersehe ich, daß Ihr es nicht liebt, an einem Hofe zu leben. Ich beklage dies gar sehr, da ich mich der Hoffnung hingab, daß ich Euch zu bewegen vermöchte, bei uns zu verweilen und unseren „dunklen Hof" durch den Glanz Euerer schönen Augen zu erhellen."

„Ich wäre bloß eine Dissonanz an dem Hofe Euerer Majestät," erwiderte in trockenem Tone die Gräfin. „Meine Stimme vermöchte nie und nimmermehr sich mit denen der Uebrigen in Einklang zu setzen."

Um das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, begann der König einige der umstehenden Damen und Cavaliere zu mustern und ließ dabei so treffende, scharfe Bemerkungen fallen, daß Frau von Hoym ihm gar bald gestand, er kenne den Charakter, die Neigungen, die Fehler all dieser Leute besser, als sie vermuthet hatte.

„Die Geheimnisse der Komödie, von der Ihr gesprochen habt, sind mir bekannt, wie Ihr seht. Diese Leute vermeinen insgesammt, daß sie mich anführen, gängeln, beherrschen, und das finde ich sehr ergötzlich. Ich sehe zu und belächle im Stillen ihre Einfalt."

„So blicken auch die Götter auf die Sterblichen nieder," sprach die Gräfin.

August-Jupiter schien an dem Compliment der jungen Frau Gefallen zu finden. Er sah sie an, ohne die feurige Bewunderung, welche seine Augen ausdrückten, zu verbergen. Zum erstenmale begegneten sich die Blicke der Beiden .... der König fand in Anna's Augen nur kalte Neugier, in die sich eine Art

Scheu mischte. Enttäuscht, verneigte er sich, ohne ein Wort zu sprechen, vor der Gräfin und entfernte sich langsam, wie in Gedanken verloren. Die Höflinge, die ihre Augen nicht von ihm abgewendet hatten, beobachteten ihn aufmerksam, und Fürstenberg, der ihm zunächst stand, redete ihn an.

„Wäre es allzu indiscret, zu fragen, Sire, ob die Schönste nicht auch ...."

„Nicht auch die Geistreichste sei?" fiel August seinem Günstling in die Rede. „Du hast es errathen, Fürstchen, sie hat auch Geist. Man muß Hoym bedeuten, daß er seine Frau unter keiner Bedingung aus Dresden entfernen dürfe. Er muß sie hier lassen; hörst Du? ... Sie ist reizend, freilich noch etwas wild — doch das giebt sich mit der Zeit." Hier blickte August zu der Gattin des Ministers hinüber und sah, daß ein Kreis von Damen sie umringte, unter welchen er Gräfin Reuß, Frau von Vitzthum und Fräulein Hülchen bemerkte. „Sie huldigen ihr bereits, halten sie für das neue, aufgehende Tagesgestirn — haha," fuhr der König mit gezwungenem Lachen fort. „Fürstchen, ich fürchte, die Intriguen-Künstlerinnen haben sich gar sehr verrechnet."

Fürstenberg sah seinen König mit weitgeöffneten Augen an.

„Ihr habt Euch Alle in ihr verrechnet. — auch Du," flüsterte August seinem Günstling vertraulich ins Ohr. „Frau von Hoym ist ein zauberhaftes Wesen, das leugne ich nicht, sie besitzt aber zu viel Energie, zu viel Scharfsinn! Wenn die Zügel in ihre Hände fielen, würde sie Alle beherrschen, alles leiten wollen. Gott bewahre uns davor! Es handelt sich daher bloß um eine Caprice, die nur wenige Tage währen soll. Ihre Schönheit ist verführerisch, ihr Charakter aber fürchterlich."

Damit wandte sich der König und ließ seinen Günstling wie versteinert stehen.

Während dieser Scenen, wo so viel kleinlicher Ehrgeiz, so viel Eigennutz und Eitelkeit im Spiele waren, hatte wohl niemand

einen blassen, jungen Mann bemerkt, der, an den Thürpfosten des Ballsaales gelehnt, alle Anwesenden um Kopfeslänge überragte.

Seit dem Eintreten der Gräfin Hoym war er nicht von der Stelle gewichen; seine Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen und flammten wild auf, als der König sich ihr näherte. Anna hatte den jungen Mann während ihres Gespräches mit August nicht bemerkt. Erst als dieser sie verließ, zogen die Augen des jungen Menschen ihre Blicke an.

Sie mußte unwillkürlich nach der Richtung sehen, wo er stand, und erbebte, als sie ihn erblickte — es war Zaklika, ihr stiller Verehrer.

Ihre Augen blieben lange an dem bleichen Gesichte haften, dessen ängstlicher, Mitleid erregender, trauriger Ausdruck sie in hohem Grade bewegte. Sie war selbst sehr bleich geworden, sie bemerkte nicht, was um sie her vorging, was gesprochen wurde; ihre Augen wanderten immer wieder nach jener Thür, an dessen Pfeiler Zaklika regungslos stand und unverwandt zu ihr hinüberblickte. Warum kehrten ihre Gedanken, ihre Blicke immer wieder zu dem ernsten Jüngling zurück?

Es war ihr, als ob er sie an ihre Vergangenheit erinnern wollte. Er trat ihr an der Schwelle des neuen Lebens entgegen, wie die Verkörperung ihres bisherigen friedlichen Daseins, wie eine Mahnung, wie ein Vorwurf. . . . .

Die junge Gräfin vermochte sich über die Empfindungen, welche sich in dieser Stunde in ihr regten, keine Rechenschaft zu geben. Eine innere, Unheil verkündende Stimme ängstigte sie; sie erlebte im Geiste die wunderlichsten Dinge. Der düstere, ernste Mann am Thürpfeiler erschien ihr wechselweise wie ein Gespenst, wie eine Drohung, wie die Verkörperung eines finsteren, furchtbaren Verhängnisses. So oft sie seinen auf ihr ruhenden, sie gleichsam durchbohrenden Augen begegnete, durchbebte ein Schauer ihren ganzen Körper. Sie gab sich Mühe, ihre Ahnungen,

ihre kindische Furcht zu verscheuchen; doch es gelang ihr nicht. Ihr ganzes Wesen war erschüttert.

In dieser Stimmung fand Hoym seine Gettin, als er mit der Frage herantrat, ob er sie jetzt nach Hause geleiten dürfe. Anna erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und folgte ihm sichtlich zerstreut.

Gräfin Reuß trat Herrn und Frau von Hoym in den Weg und bat so dringend, sie möchten mit ihr soupiren, daß der Minister die Einladung nicht ausschlagen konnte. Statt nach Hause zu fahren, begab sich das Ehepaar zur Gräfin, deren Haus der Sammelplatz der einflußreichsten Würdenträger und Edelleute des Hofes war und in dem namentlich Fräulein Hülchen sich hervorthat, jene Egeria August's, deren Rathschläge er nicht selten befolgte. Die übrigen Herren und Damen dieses Kreises beachtete August nicht, ja er spottete ihrer oft, stand aber nichtsdestoweniger, freilich ohne es zu wissen, unter ihrem Einfluß.

Gräfin Reuß war eine der bedeutendsten und thätigsten Persönlichkeiten des Dresdener Hofes; sie kannte alle galanten Geheimnisse des flatterhaften Königs und wußte immer, welche Gestirne an seinem Himmel auf, welche niedergehen würden.

Graf Hoym durchschaute die Gräfin; er begriff, daß sie gegen ihn und seine Gattin nur deshalb so zuvorkommend war, weil sie in Anna die künftige Favoritin des Königs sah; er wußte, daß sie sich Anna's Erhebung, das heißt deren Fall zunutze zu machen hoffte. Darüber war der Minister empört, aber er wagte nicht, dies zu verrathen, weil es gefährlich gewesen wäre, sich mit der so mächtigen Dame und ihrer Vertrauten, Fräulein Hülchen, zu verfeinden. Hoym zwang sich also, äußerlich ruhig zu erscheinen. Er konnte aber nur mit Mühe seinen Ingrimm verbergen.

In dem hellerleuchteteten großen Salon des gräflichen Hauses ging es heute lebhafter als sonst zu. Hier wurde medisirt,

dort war von der Mode die Rede, in jener Ecke von Geschäften, in dieser von Liebesabenteuern. Gräfin Reuß hatte Fürstenberg in ein an den großen Salon stoßendes Boudoir geführt, um ihn zu fragen, welchen Eindruck Frau von Hoym auf den König gemacht und was dieser von der schönen Gräfin gesagt habe.

„Frau von Hoym scheint den König durch ihr hartes, hochmüthiges Wesen gereizt zu haben," sagte Fürstenberg, indem er auf ein Zeichen der Gräfin an ihrer Seite platznahm. „Seine Eigenliebe mag darunter sehr gelitten haben. Indes ist die Gräfin von sinneberückender Schönheit und August läßt sich, wie Ihr wißt, immer von seinen Sinnen gefangen nehmen. Er wird für die Gräfin um so gewisser in Liebe erglühen, als ihm ihr herrisches Wesen Furcht einflößt. Dazu ist sie auch ihm gegenüber marmorkalt und er selbst verbirgt es sich nicht, daß es ihm nicht leicht sein wird, sie zu erobern. Nichts reizt so sehr als der Widerstand."

„Ihr glaubt also, daß Anna von Hoym die Teschen verdrängen wird?"

Fürstenberg nickte mit dem Kopfe. „Für August ist es im Augenblick noch eine Laune und weiter nichts. Er möchte es vermeiden, ein dauerndes Verhältniß mit ihr anzuknüpfen. Wenn ich mich anders nicht irre, wird Gräfin Hoym indes diesen Plan vereiteln."

„Und der Charakter der Gräfin? . . ."

„Ist schwer zu bestimmen. Mich dünkt, daß weder ihr Gatte noch ihre Verwandten sie kennen; ja sie dürfte sich selbst nicht kennen, sie dürfte sich selbst ein Räthsel sein. Die Verhältnisse werden sie umwandeln. Heute aber ist sie eine stolze, ehrbare, begabte Frau von energischem Charakter und seltenem Geiste."

„Seid Ihr der Ansicht, daß sie sich leiten und lenken lassen dürfte?"

Nach einigem Nachdenken gab Fürstenberg der Gräfin Reuß eine ausweichende Antwort. „Ich für meinen Theil ziehe es vor, mit geistreichen Menschen zu verkehren, als mit einfältigen, die nicht wissen, was sie thun.“

Er schwieg; die Gräfin sah nachdenkend vor sich hin. Nach einer kleinen Weile ging Fürstenberg in den Salon, während die Gräfin, mit wichtigen Gedanken beschäftigt, langsam das Boudoir durchmaß. Endlich kehrte auch sie in den Salon zurück. Sie stützte sich auf die Lehne des Sessels, in welchem Gräfin Hoym saß und fing an, mit ihr zu plaudern. Frau von Hoym stand natürlich auf; die gewandte Dame des Hauses aber zog sie mit sich fort und führte sie unter artigem, anscheinend harmlosem Geplauder in das Boudoir, in welchem sie kurz vorher mit Fürstenberg gesprochen.

Nachdem die beiden Damen platzgenommen hatten, begann Gräfin Reuß in vertraulichem Tone: „Liebe Gräfin, habt ein wenig Geduld, seid ein Bißchen nachsichtig und höret das, was Euch eine wohlmeinende Freundin zu sagen hat, an, ohne sie zu unterbrechen. Ich will Euch rathen, Euch beistehen. So unerfahren Ihr auch sein möget, müßt Ihr dennoch errathen haben, daß man Euch nicht ohne Zweck nach Dresden gerufen. So erfahret denn, wie die Dinge hier stehen! Der König ist der Teschen überdrüssig . . . Er kann aber ohne Liebe nicht leben! Das ist sein Fehler. Lasset uns dem so großen, so gütigen Fürsten, dem die Welt alles verzeiht, diesen Fehler nachsehen! Wir, die wir den König umgeben, müssen trachten, diesen Fehler womöglich gutzumachen. Ihr, Gräfin, könnt, wenn Ihr nur wollt, am Hofe die höchste Stellung einnehmen.“

„Mir ist jedes ehrgeizige Gefühl fremd, Gräfin,“ lautete die kalte Antwort Anna's. „Reichthümer erscheinen mir nicht verlockend. Und ich bin vermählt, ich wünsche eine ehrbare Frau zu bleiben.“

„Dagegen hätte ich nichts einzuwenden, wenn Euer Leben nicht ein martervolles wäre,“ versetzte lächelnd Gräfin Reuß.

„Hoym ist ein blasirter, liederlicher Mensch, den Ihr nicht lieben könnt, dem Ihr nicht ewig die Treue zu bewahren vermögen werdet. Euer Herz wird früher oder später seine Rechte beanspruchen!“

„Sollte mein Herz dereinst sprechen, so werde ich dessen Stimme ersticken!“

„Ein-, zweimal dürfte Euch dies gelingen. Dann werden aber Trauer und Ekel sich einfinden, die Verzweiflung wird Euch blind machen und Ihr werft Euch in die Arme des ersten Besten. Ihr werdet unglücklich sein . . . es ist unser Aller Schicksal! Ich kenne die Welt, besinnt Euch, jetzt, wo es noch Zeit ist. Der König ist liebenswürdig und schön, seine Liebe kann einem Weibe die Erde in ein Paradies verwandeln . . .“

„Der König ist leichtfertig und wankelmüthig,“ fiel Anna erregt ein. „Solch' lose Bande, solch' kurze Liebschaften sind aber Dinge, die ich nicht begreife, die ich verachte, von denen ich mich mit Abscheu abwende. Dergleichen ist nicht für mich, Gräfin!“

Diese Worte brachten die Versucherin außer Fassung. Ihre Verlegenheit so gut als möglich verbergend, sagte Gräfin Reuß in ruhigem Tone:

„Solche Liebesbande haben immer Aussicht, unauflösliche, ewige zu sein. Und wenn sie es nicht sind, so liegt die Schuld daran nur an den Frauen, die sie nicht fest zu knüpfen verstehen. Schwüre sind nicht bindend, das dürft Ihr mir glauben, liebe Gräfin — der erste beste Priester kann sie mit einem Worte lösen. Fesseln können nur unsere Reize, unser Verstand, unser Takt. Mit diesen mächtigen Hilfsmitteln sind wir in der Lage, unsere Geliebten, unsere Gatten so lange als es uns beliebt, an uns zu ketten.“

„Wie armselig und wie trügerisch muß die Liebe, muß das Glück sein, welche man klugen Combinationen verdankt! Nach solcher Liebe, nach solchem Glück trage ich kein Verlangen! Ihr ward aufrichtig, Gräfin, auch ich will es sein. So erfahret denn,

daß ich für den Fall, als ich jemals lieben sollte, nicht heucheln und berechnen könnte. Der Auserwählte würde mich an seiner Seite stehen sehen vor den Augen der ganzen Welt; ich würde Hoym verlassen, um Dem, der mein Herz gewonnen, zu folgen; aber nicht als seine Maitresse, sondern als seine Gattin vor Gott und den Menschen!"

„Gesetzt, er wäre ein König? . . ."

„Auch einem König gäbe ich meine Ehre nicht preis," erwiderte stolz die junge Frau.

„Aber, theuere Gräfin, es ist Euch doch bekannt, daß König August vermählt ist."

„Um meine Liebe zu erringen, müßte er sich von allen Banden frei machen, müßte er mir ewige Treue geloben. Glaubt Ihr denn, meine Gnädige," hier richtete sich die junge Gräfin stolz empor, „daß ich mich mit der Rolle einer Esterle, einer Königsmark oder einer Teschen begnügen würde?"

Frau von Reuß starrte sie verwundert an; sie wußte in diesem Augenblicke nicht, was sie antworten solle. Endlich sagte sie: „Handelt ganz nach Belieben, werthe Gräfin. Ich habe Euch, wie es einer Freundin geziemt, von dem in Kenntniß gesetzt, was am Hofe vorgeht; ich hielt es für meine Pflicht, Euch einige Rathschläge zu ertheilen, die meiner Ansicht nach vortreffliche sind. Euch aber mißfallen sie — reden wir also nicht weiter davon. Dies soll jedoch unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht im mindesten stören. Nur Eines möchte ich Euch noch sagen, nämlich dies: die Stellung, von welcher Ihr mit so stolzer Verachtung redet, die Ihr zu bekleiden verschmäht, ist keineswegs so verachtungswürdig, so niedrig, als sie Euch erscheint. Fürsten und Könige verneigen sich vor Derjenigen, welche sie einnimmt; ihr wird gestattet, das Land zu regieren, so daß sie in der Lage ist, manchem Uebel zu steuern, Unglückliche vor sicherem Verderben zu retten und Glückliche zu machen. Eine solche Macht hat doch einen hohen Werth!"

„Meine Ehre hat aber noch einen höheren, Gräfin," erwiderte Anna kalt. „Reden wir nicht mehr davon."

Gräfin Reuß verneigte sich, als wollte sie sagen: Wie Ihr wünscht. Dann faßte sie Frau von Hoym bei der Hand und führte sie in den Salon zurück, wo die Blicke fast aller Anwesenden sich den beiden Damen zuwandten. Man schien das Resultat des stattgefundenen Gespräches von ihren Mienen ablesen zu wollen. Anna's Wangen glühten, Gräfin Reuß aber war sehr blaß; Beide lächelten einander zu, als wäre nichts geschehen.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch heransprengender Pferde vernehmen, die Fensternischen des Salons färbten sich blutroth, wie vom Widerschein brennender Fackeln.

Fürstenberg stürzte an das Fenster. Es war König August, der, von Fackelträgern und Höflingen zu Pferd und zu Wagen begleitet, auf seinem Wege nach dem Palais Teschen an dem Hause der Gräfin Reuß vorüberfuhr. Er saß mit auf die Brust gesenktem Haupte in seiner Carrosse, gleich einem zu einer schweren Strafe Verurtheilten.

---

## 6.

## Hoym's Mission.

Der Finanzminister Graf Adolph Magnus Hoym war in Sachsen eine nichts weniger als beliebte Persönlichkeit. Man haßte ihn namentlich deshalb, weil er in dem mit Steuern schon so schwer belasteten Lande die Accise eingeführt.

Die Sachsen hatten die Generalconsumtionssteuer mit allen Kräften bekämpft, sie hatten ihre Sache gegen die Minister, ja gegen den König selbst verfochten, der, weil er die geleerte Staatscasse mittelst der Accise zu füllen gedachte, darüber in Harnisch

gerathen war. Seine Räthe hielten es für angezeigt, den sächsischen Edelleuten bei dieser Gelegenheit die letzten Privilegien, die ihnen geblieben, zu entziehen. Zu dem Zwecke riethen sie dem König, sich mit Ausländern, die mit den Widerspenstigen, mit dem Lande in keinerlei Beziehungen ständen, zu umgeben.

August II. hatte diesen Rath theilweise befolgt; die Mehrzahl seiner Minister und Günstlinge war ausländischen Ursprungs. Die Hauptrollen bei Hofe wurden von Franzosen, Deutschen und Italienern gespielt. Graf Hoym, ein kalter, unerbittlicher Mensch, der die Kunst besaß, immer neue Mittel aufzutreiben, um dem Könige Millionen zu verschaffen, welche dieser für die Armee und für die Polen verausgabte und mit seinen Günstlingen und seinen Maitressen vergeudete — Graf Hoym stand bei August in hoher Gunst. Trotzdem fühlte sich der Minister nichts weniger als in Sicherheit. Was Beichling und so vielen Anderen widerfahren war, hatte ihn mißtrauisch gemacht. Aus Angst, auf den Königstein gesetzt zu werden, trug sich Hoym seit Beichling's Sturz mit dem Plane, bei der ersten günstigen Gelegenheit sich aus dem Staube zu machen, um seinen Kopf und seinen wohlgefüllten Säckel in Sicherheit zu bringen.

Nur wenige Menschen kannten den Finanzminister; man wußte nur, daß er gewandt, heftig, habsüchtig sei, daß er ein ausschweifendes Leben führe, daß er keinem Menschen weder lange noch aufrichtig zugethan sein könne. Seine Schwester aber kannte jeden Zug seines Charakters. Frau von Vitzthum wußte mit ihm umzugehen und erlangte von ihm, was sie wollte.

Mit Ausnahme des in Königstein schmachtenden Exkanzlers Beichling besaß der Minister keine Freunde. Obersthofmarschall Pflug und viele andere einflußreiche Persönlichkeiten haßten ihn; auch mit Fürstenberg stand er auf gespanntem Fuße. Kein Wunder daher, daß er am Hofe in Folge jener unglückseligen Wette nicht bemitleidet, sondern nur verspottet und verhöhnt wurde.

Es war am Morgen nach dem Balle. Hoym hatte sich zu dem König begeben, um diesem zu berichten, daß man sich in der Provinz, namentlich in der Lausitz, gegen die Einführung der Accise widersetzte, daß der Adel lauten Protest wider dieselbe erhoben habe.

August II. zog bei dieser Meldung die Brauen finster zusammen und rief, sobald der Minister mit seinem Berichte zu Ende war: „Reiset unverzüglich dorthin, Graf! Diese Unruhen müssen endlich aufhören! Begebt Euch allsogleich an Ort und Stelle, zerstreut die Unzufriedenen, leitet die strengste Untersuchung ein, sucht die Namen der Rädelsführer, der Widerspenstigen zu erfahren. Sie sollen bestraft werden!“

Der Minister, welcher einsah, daß seine Gegenwart in der Lausitz nicht nur unzweckmäßig sein würde, sondern auch unliebsame Folgen haben könnte, versuchte dem König die Ueberzeugung beizubringen, daß es gefährlich sei, gerade ihn, Hoym, mit dieser Mission zu betrauen, daß es angezeigter und vortheilhafter wäre, einen Anderen abzusenden, umsomehr, als er zur Zeit die wichtigsten Staatsgeschäfte in Dresden zu erledigen habe.

Der König unterbrach ihn mit unverkennbarer Ungeduld. „Unser Hauptgeschäft besteht jetzt darin, die Empörung niederzuschlagen und die Schreihälse zu züchtigen, welche sich einzubilden scheinen, daß ich am Ende nachgeben werde. Reiset, Hoym! Reiset gleich ab, lieber Graf, nehmt die Dragoner mit! Wagen sie es, sich zu versammeln, so zerstreut sie mit Gewalt. Vor allem sagt ihnen, daß sie sich davor hüten sollen, dem Beispiele des polnischen Adels zu folgen. Von Seiten der Unterthanen meiner Erbländer werde ich keinerlei Widersetzlichkeit dulden. Auch den Polen soll einst der Nacken gebeugt werden . . . Die turbulenten Edelleute müssen sämmtlich mit der Zeit schweigen lernen, vor allen anderen aber die sächsischen.“

Hoym versuchte aufs neue, den König von der Unzweckmäßigkeit dieser Reise zu überzeugen. Vergebens.

„Reiset, reiset, Hoym!“ rief August ungeduldig. „Ich sage, geht, geht!“ Hier blickte er auf die Uhr und fügte hinzu: „In zwei Stunden müßt Ihr schon unterwegs sein. Das ist unser Wille.“

König August gestattete eine Erörterung schlechterdings nur, wenn er beim Weine saß, zu jeder anderen Zeit vertrug er keinen Widerspruch, war sein Wille unbeugsam.

Dieser Befehl, unverzüglich zu reisen, schien dem Minister höchst bedenklich. Er kannte den König und den Hof und den Dresdener Modus vivendi zu gut, um nicht zu errathen, weshalb man ihn entfernte. Ich werde fortgeschickt, damit ich die Intriguen der Höflinge nicht vereitle, damit der König Gelegenheit finde, meine Gattin zu verführen, sagte er bei sich.

Was konnte er thun? Nichts! Nichts! Nichts! Er kannte niemanden, dem er Anna hätte anvertrauen können. Besaß er doch keinen einzigen Freund, auf den er sich hätte verlassen können, gehörte doch selbst seine Schwester zu Denjenigen, welche sich gegen ihn verschworen hatten. Er war unwiderruflich verloren. Das fühlte er.

Mit Empfindungen, die jeder Schilderung spotten, kehrte er nach Hause und überließ sich ganz seinem Zorne, seinem Schmerze. Er schleuderte die Papiere und Schriften, welche seinen Schreibtisch bedeckten, auf den Boden, zerriß seine Kleider, zerraufte sich das Haar und stürzte endlich wie ein Besessener in das Zimmer der Gräfin.

Anna war allein. Der Minister, auf dessen Gesicht der Sturm, der in seinem Inneren wüthete, deutlich zu lesen war, blickte mit wild flammenden Augen umher, während die junge Gräfin, welche sich an Hoym's Zornesausbrüche schon längst gewöhnt hatte, ihn kalt und ruhig ansah.

„Freuet Euch, Gräfin, freuet Euch!“ schrie er mit häßlichem Lachen. „Ihr habt vollauf Grund dazu! Dank der Thorheit, welche ich begangen, indem ich Euch hierher brachte, meine

Gnädige, werdet Ihr meiner los. Ja, ja! Man schickt mich fort, räumt mich aus dem Wege! . . . Hört Ihr? Versteht Ihr? In weniger als anderthalb Stunden werdet Ihr allein sein, allein . . ."

„Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr?" fiel Anna mit Hoheit ein. „Denkt Ihr, daß meine Ehre eines Wächters bedürfe? . . ."

„Jedenfalls wäre meine Gegenwart von Nutzen gewesen; ich hätte der Frechheit meiner Feinde eine Schranke setzen können. Ich bin ihnen ein Stein des Anstoßes, darum muß ich abtreten! An der ganzen Geschichte ist jener ehrenwerthe Fürstenberg Schuld, der mir heute die tausend Ducaten, die er verloren, mit fratzenhaftem Lächeln überreichte, nachdem er zehntausend Ducaten eingesteckt, die er von dem König erhalten, weil er den glücklichen Einfall gehabt, ihm den Anblick meiner Frau zu verschaffen."

„Schweigt, Graf!" rief die junge Frau außer sich, mit blitzenden Augen. „Genug der Beleidigung! Reiset, bleibet, thut, was Euch beliebt. Ich bedarf keines Vertheidigers."

„Ich habe nichts hinzuzufügen," sagte Hoym. „Ihr wißt nun, welche Gefahr Euch droht. Es erübrigt mir nur noch, Euch zu erklären, daß ich meinen Namen nicht ungestraft besudeln lasse. Vitzthum und Andere seines Gelichters mögen in Hinsicht ihrer Frauen ein Auge, ja beide Augen zudrücken, so es ihnen angenehm ist — ich aber, der ich nicht so gutmüthig, so thöricht bin, wie sie, werde . . ."

„Kein Wort mehr!" unterbrach ihn die Gräfin mit dem Ausdruck heftigsten Zornes im Gesichte. „Ihr beschimpft mich, indem Ihr keinen Unterschied zwischen mir und jenen Frauen macht. Ich werde Euch nicht hintergehen, weil ich mich dadurch erniedrigen würde. Wenn Ihr aber fortfahret, mir das Leben dergestalt zu verbittern, so werde ich mich von Euch scheiden lassen, nicht heimlich, sondern öffentlich."

Hoym's Zorn legte sich mit einemmale. Er schritt schweigend nach dem Ausgang. Dort angelangt, blieb er stehen — er zögerte und schien etwas sagen zu wollen. Da klopfte es an der Thür. Es war ein Bote des Königs, der Hoym im Namen seines Gebieters meldete, daß die Stunde der Abreise geschlagen habe.

Als die königlichen Späher, welche dem Minister eine Strecke weit hatten folgen müssen, mit der Meldung zurückkehrten, daß er abgereist und nicht umgekehrt sei, wie man befürchtet hatte, wurde Frau von Vitzthum zur Gräfin Hoym gesandt, um diese zu bitten, sie möge ihren Abend im Hause Reuß verbringen. Anna schlug diese Einladung ohneweiters aus. Sie hatte errathen, daß man ihr eine Falle zu stellen, eine Begegnung zwischen ihr und dem König zu bewerkstelligen gedenke. Auf die Frage ihrer Schwägerin, warum sie nicht zur Gräfin Reuß gehen wolle, theilte Anna Frau von Vitzthum ohne Umschweife ihren Verdacht mit.

Als sie mit ihrer Rede zu Ende war, erwiderte Frau von Vitzthum:

„Du bist zu klug und zu scharfsichtig, als daß man es versuchen möchte, Dich zu hintergehen. Was Dir seltsam erscheint, ist indes etwas Natürliches, Unausbleibliches! Oder ist es etwa nicht natürlich, daß der König Dich wieder zu sehen wünscht? Wäre es so fürchterlich, wenn er heute, gleichsam zufällig, im Salon der Gräfin Reuß erschiene? Dein Widerstand könnte ihn reizen, könnte seine Sehnsucht nach einer Wiederbegegnung mit Dir derart steigern, daß er Dich hier, in Deinem Hause aufsuchte. Und Dir bliebe nichts übrig, als ihn zu empfangen, denn Deinem König könntest Du den Zutritt nicht verweigern. Vor ihm öffnen sich alle Thüren. Nun frage ich Dich, wäre es schicklich, wenn Du ihn hier empfingest? Was würde die Welt zu diesem Tête-à-tête zwischen Dir und dem galanten König sagen?"

Die junge Gräfin, die sehr bleich geworden war, erwiderte mit unsicherer Stimme: „Dieses Tête-à-tête darf nicht statt-

finden! ... Der König kann nicht so ... so ..." Sie fand das rechte Wort nicht. „Der Ruf eines Weibes ist einem Mann von Ehre heilig," fuhr Anna nach einer Pause fort. „O, es kann nicht sein, daß der König ... Es wäre geradezu schmachvoll ..."

Sie kam nicht weiter, Angst und Entrüstung schnürten ihr die Kehle zu.

„Ich wiederhole es Dir, niemand kann wissen, was der König thun wird," versetzte achselzuckend Frau von Vitzthum. „Man darf sich auf alles gefaßt machen, denn der gute Augustin langweilt sich; er duldet es nicht, daß man ihm widerstehe, ihm etwas abschlage. Die Weiber haben durch ihre sklavische Unterwürfigkeit einen Despoten aus ihm gemacht. Wenn Du Dich weigerst, ihm bei der Gräfin zu begegnen, wird er Dich gewiß hier aufsuchen."

„Wie weißt Du das?" rief die geängstigte junge Frau. „Wer hat es Dir gesagt?"

„Niemand, aber ich kenne König August und sein Thun und Lassen," erwiderte Frau von Vitzthum, während ein seltsames Lächeln über ihre Lippen flog; „doch zu Deiner Beruhigung muß ich hinzufügen, August hat sich noch nie eine Gewaltthat zu Schulden kommen lassen. Dessen ist der ritterliche König nicht fähig. Uebrigens ist August so schön, so liebenswürdig, so unwiderstehlich, daß er nicht zu einem solchen Mittel zu greifen braucht, um Frauenherzen zu besiegen, zu erobern."

Dieses Zwiegespräch währte noch lange. Endlich versprach Gräfin Anna, den Abend mit der Schwägerin bei Frau von Reuß zu verbringen. Hoym's Schwester war nicht wenig stolz auf ihren Erfolg. Froh, die Ueberbringerin einer so angenehmen Nachricht zu sein, eilte sie zur Gräfin Reuß. Fürstenberg, den sie dort antraf, erbot sich, den König von dem Entschlusse der Gräfin Hoym in Kenntniß zu setzen. Er that es unverzüglich und August erklärte, daß er der Fürstin Teschen gegen Abend

einen kurzen Besuch abstatten und im Nachhausefahren seine Equipage verlassen werde, um sich incognito in einer Sänfte zur Gräfin Reuß zu begeben.

Bevor wir in unserer, in all den wichtigsten Einzelheiten authentischen Erzählung fortfahren, müssen wir noch Einiges über unsere Heldin mittheilen, um das getreue Bildniß, welches wir von ihr entworfen, zu vervollständigen.

Das frühverwaiste Mädchen, das allein auf der Welt stand, hatten Freunde und Bekannte, wenn nicht gezwungen, so doch bewogen, den Grafen Hoym, den es nicht liebte, zu heiraten. Diese Ehe war die Fortsetzung des martervollen Lebens, das zu führen sie von frühester Jugend an verurtheilt gewesen. Jede andere Frau, welche sich in Anna's Lage befunden hätte, würde mit Freuden die sich ihr darbietende Gelegenheit ergriffen haben, die so drückenden Fesseln zu sprengen, um sich in eine Stellung zu versetzen, welche bei aller Zweideutigkeit immerhin eine glänzende war und sowohl Reichthümer als die ersehnte Unabhängigkeit für die Zukunft in Aussicht stellte. Der jungen Gräfin waren aber in ihrer Jugend strenge Grundsätze beigebracht worden. Der bloße Gedanke, das Spielzeug eines blasirten, sittenlosen Menschen zu werden, empörte sie.

Anna fühlte, daß es zwischen ihr und ihrem Gatten, für welchen ihre Verachtung mit jedem Tage zunahm, gar bald zum Bruche kommen werde; allein der Gedanke, ihre ehelichen Fesseln zu sprengen, damit sie die Favoritin des Königs werden könne, lag ihr fern. August's Liebe wäre ihr nur annehmbar erschienen, wenn er ihr Herz und Hand zugleich dargeboten hätte. Die protestantische Gräfin hielt ein solches Anerbieten nicht für unmöglich, hätte sie aber Jemandem dies anvertraut, so würde man sie ausgelacht haben. War doch der König verheiratet und katholisch!

Schön, großmüthig, liebenswürdig wie er war, konnte König August — namentlich wenn die Gräfin ihn mit Hoym

verglich — nicht verfehlen, auf das Gemüth der jungen Frau einen günstigen Eindruck zu machen. Die Krone, die er trug, die Macht, welche er besaß, erhöhten natürlich den ihm angeborenen Zauber, dessen Einfluß sich Anna nicht zu entziehen vermochte.

„Ich bin bereit, ihm anzugehören," dachte sie bei sich, „aber nur als Königin, als rechtmäßige Gemahlin. Entehren soll er mich nicht! Eher will ich die unglückliche Gattin Hoym's bleiben, als August's Maitresse werden. Er soll mir die Hand für das Leben reichen oder — mir entsagen."

Wenn sie auch fest entschlossen war, nicht die Favoritin, die Maitresse des Königs zu werden, und sich von den Versucherinnen, welche sie seit gestern verfolgten, nicht verführen zu lassen, so war der Widerstand, den die Gräfin August zu leisten sich vorgenommen hatte, im Grunde doch nur ein berechneter. Sie hoffte durch ihre Zurückhaltung ihn zu reizen, eine Leidenschaft in ihm wachzurufen. Obwohl sie sich dies nicht eingestand, so erschrak sie dennoch über die Träumereien, denen sie sich willenlos hingab, und sie erkannte nicht ohne Beschämung, daß sie sich während ihres so kurzen Aufenthaltes in Dresden schon sehr verändert habe, daß ihre Umgebung einen bösen Einfluß auf sie ausübe.

Ja, sie träumte . . . Und Träume, welche im wachen Zustande, in der Einsamkeit geträumt werden, pflegen gefährliche Wirkungen hervorzurufen.

Der Ehrgeiz und die Lust zu herrschen, regten sich schon mächtig in ihrem Inneren. Ihr für diese Empfindungen so empfängliches Wesen ließ sich von denselben leicht hinreißen, trieb sie einem verhängnißvollen, abschüssigen Pfade entgegen.

Als der Abend anbrach, machte Anna mit einer Sorgfalt Toilette, welche bei ihr nicht gewöhnlich war. Die Mode der damaligen Zeit erlaubte ihr, die wunderbar geformten Schultern und Arme, den blendend weißen Nacken zu entblößen. Ihr Teint

war so frisch und weiß, ihre Wangen zeigten eine so liebliche Röthe, daß Anna sich keinerlei Schminke zu bedienen brauchte. Das seidenweiche Rabenhaar, welches in schweren, kunstvoll geflochtenen Zöpfen ihr stolz getragenes Haupt krönte, hob den Schmelz ihres so schönen Antlitzes hervor, dessen große dunkle Augen von unwiderstehlichem Zauber waren. Ueber diese Augen allein hätte man den Verstand verlieren können; sie waren ausdrucksvoller als Worte, besaßen eine geheimnißvolle, unerklärliche räthselhafte Anziehungskraft und fesselten wie der tödtende Blick des fabelhaften Basilisken.

Als Gräfin Hoym ihre Toilette im Spiegel musterte, fand sie sich selbst so schön, daß sie zufrieden vor sich hinlächelte. Die tiefrothen Schleifen, welche ihr schwarzes Kleid schmückten, verliehen ihr ein phantastisches Aussehen.

Ein Schrei der Bewunderung veranlaßte Anna, sich umzuwenden. Wer diesen Schrei ausgestoßen hatte, war keine Andere als ihre Schwägerin, welche sie starr vor Staunen, die aufrichtigste Bewunderung in den Augen, betrachtete.

„Mich würde es nicht wundernehmen, wenn alle Könige Dir ihre Kronen zu Füßen legten," begann Frau von Vitzthum. „Und Du willst mir den Glauben beibringen, daß Du aufs neue mit meinem Bruder ein zurückgezogenes Leben führen möchtest, daß Du die Huldigungen des Königs ablehnen wirst! Haha! Dich straft die liebevolle Sorgfalt, mit der Du Dich angekleidet, Lügen."

„Ich denke, es giebt keine Frau, die es liebte, häßlich zu erscheinen," erwiderte in kaltem Tone die junge Gräfin.

„Und Dir macht es Freude, heute, wo Du weißt, daß Dich der König sehen wird, ausnehmend schön zu sein, nicht wahr?"

Sie schwieg, als jedoch Anna, ohne ein Wort zu sprechen, vom Spiegel wegtrat, um sich in ihren Mantel zu hüllen, fügte Frau von Vitzthum hinzu: „Anna, Du bist eine Meisterin in der Kunst der Toilette!"

„Wie Du übertreibst!“ lachte Anna. „Lass’ uns aufbrechen!“

Hatte Gräfin Hoym bei Hofe durch ihre unvergleichliche Schönheit einen Sieg errungen, so feierte sie jetzt im Salon der Gräfin Reuß geradezu einen Triumph. Die Damen, welche noch der Wunsch beseelte, Gefallen zu erregen, kamen sich bei dem Anblick Anna’s alt und welk vor. Sogar Diejenigen, welche wußten, daß sie im Alter von vierundzwanzig Jahren stand, waren einig darin, daß sie aussehe, als ob sie kaum achtzehn Jahre zähle. Sie glich der Diana in der stolzen Majestät ihrer jungfräulichen Schönheit, einer Göttin des Waldes von wildem, duftigem, eigenartig geheimnißvollem Wesen.

Die Höflinge umschwärmten Anna als die Königin, als das Idol des Tages und bewarben sich schon jetzt um ihre Gunst. Fürstenberg, der dem König vorausgeeilt war, wie um seinen Gebieter anzumelden, blieb wie versteinert stehen, als er der jungen Gräfin ansichtig wurde.

„Fehlt diesem Weibe,“ sagte er bei sich, „nicht die Kraft August zu widerstehen, so wird sie ihn gar bald nach Belieben gängeln können.“

Kaum war Fürstenberg erschienen, so ging die Thür des Salons leise auf und der König trat unangemeldet ein. Auf der Schwelle stehen bleibend, suchten seine Blicke die Gräfin. Als August sie gefunden, wechselte er die Farbe und eilte, ohne die Dame des Hauses zu beachten, gegen alle Etikette auf Anna von Hoym zu, um sie mit ritterlicher Anmuth zu begrüßen. August’s Stirne strahlte. Verschwunden waren die Wolken, die sich nach so schweren Schicksalsschlägen darauf angesammelt hatten, vergessen der Schwede, vergessen der Polen Undank, die verlorenen Millionen, die erfahrenen Täuschungen . . . .

Gräfin Hoym erwiderte die galante Begrüßung des Königs mit einer kalten, ceremoniösen Verbeugung. Indes ergab sich aus ihrer Toilette, daß sie den Wunsch hege, zu gefallen. König

August war ein zu feiner Weiberkenner, als daß ihm dies hätte entgehen können. Er durfte also hoffen, daß sie ihm gefallen wollte. Das war immerhin ein Trost.

August blieb seiner Gewohnheit, gegen alle Damen galant zu sein, auch an diesem Abende treu, indem er den anwesenden Frauen die Cour machte, sich sogar mit der Gräfin Reuß, die ihm eine gewisse Antipathie einflößte, huldvollst unterhielt, wobei er aber Anna von Hoym fest im Auge behielt. Er führte Fräulein Hülchen auf die Seite, um einige Worte mit ihr zu wechseln, lächelte Frau von Vitzthum gnädig zu, setzte sich zu den Damen und war mit Allen galant und liebenswürdig, bezauberte Alle.

Frau von Vitzthum war mittlerweile mit Anna an einem Ende des Saales auf und ab gegangen und führte sie jetzt unter irgend einem Vorwande in das nebenan liegende Boudoir. Sie wollte dem König die Gelegenheit bieten, sich mit der jungen Gräfin unter vier Augen zu unterhalten.

Kaum hatten sie das Boudoir betreten, als August im Rahmen der Thür erschien. Mit einer scherzhaften Bemerkung näherte sich der König den beiden Damen und knüpfte mit Gräfin Hoym ein Gespräch an, an dem sich Frau von Vitzthum nur so lange betheiligte, bis es in vollem Gange war, worauf sie sich discret zurückzog.

Die Portièren am Ausgange waren nur halb geschlossen, so daß die Personen, welche sich im Salon befanden, die Gruppe im Boudoir beobachten konnten, ohne indes vernehmen zu können, was der König und die Gräfin sprachen.

August hatte die Befürchtung, welche ihn am Tage zuvor gequält, daß nämlich Anna ihn zu beherrschen versuchen würde, ganz und gar vergessen. Er war wie hingerissen von Anna's einziger Schönheit.

„Gräfin," sagte August, indem er die Bewunderung, welche sie ihm einflößte, nicht zu verbergen suchte, „Gräfin, Ihr seid heute weit schöner, als Ihr gestern ward, ja Ihr scheint eine

Andere zu sein. Es ist kein Weib, vor dem ich stehe, sondern eine bezaubernde Fee!"

Gräfin Hoym neigte dankend ihr Haupt. „Euere Liebenswürdigkeit gegen die Frauen ist bekanntermaßen so groß, königlicher Herr, daß das schmeichelhafteste Lob aus dem Munde Euerer Majestät schwerlich für etwas anderes gelten kann als für ein Compliment."

„Soll ich meine Worte durch einen Schwur bekräftigen, um Euch von der Wahrheit derselben zu überzeugen? O, ich bin bereit, bei den allmächtigsten Göttern, beim Styx zu schwören, daß ich nie in meinem Leben ein schöneres Wesen erblickt habe, daß ich nicht begreife, wie der Himmel so unbarmherzig sein konnte, einen Engel Euresgleichen meinem Accisor auszuliefern."

Die junge Gräfin mußte unwillkürlich lächeln und zeigte dabei eine Reihe schöner weißer, perlengleicher Zähne, welche der König zum erstenmal erblickte. Es verlieh dieses Lächeln dem Antlitz Anna's einen unbeschreiblichen Ausdruck, einen neuen zauberhaften Reiz; zwei liebliche Grübchen zeigten sich und verschwanden alsbald, ihr Gesicht färbte sich, die Röthe wich allmählich und zuletzt blieb nur mehr ein rosiger Schimmer auf den Wangen, der gleichsam der Widerschein eines inneren Feuers zu sein schien.

August blickte entzückt von dem reizenden Antlitz auf die classisch geformten Hände der anmuthigen jungen Frau. Er liebte es, schöne Hände zu küssen, und konnte nur mit Mühe der Versuchung widerstehen, Anna's weiße kleine Händchen zu erfassen und seine brennenden Lippen auf dieselben zu drücken.

„Wenn ich ein Despot wäre, so würde ich dem Grafen Hoym befehlen, ewig fern zu bleiben. Ich bin eifersüchtig auf Hephästos!"

„Auch Hephästos ist eifersüchtig," erwiderte in scherzendem Tone die junge Frau.

„Lieben kann ihn Venus indessen nicht! . . ."

Die Gräfin schwieg. August harrte mit sichtlicher Ungeduld auf ihre Antwort.

„Es giebt Bande,“ sagte sie endlich, „die mächtiger fesseln als die Liebe, und diese Bande sind diejenigen, welche uns die Pflicht und ein Schwur zu lösen verbieten.“

„Doch nicht der Schwur ewiger Liebe?“ fragte lächelnd der König.

„Nein, der Eid ehelicher Treue!“ erwiderte ernst Gräfin Anna.

„Es giebt aber entweihende Ehen,“ rief lebhaft der König. „Oder sind die Ehen, welche grundverschiedene Wesen aneinander fesseln, welche zum Beispiel das Schöne mit dem Häßlichen verbinden, nicht etwa eine Entweihung? In diesem Falle verzeihen die Götter den Eidbruch.“

„Das Gewissen verbietet ihn!“

„Ihr seid streng, Gräfin!“

„Strenger, als Ihr vermuthet!“

„Wahrlich, Ihr erschreckt mich, Gräfin!“

„Ich? Wie wäre das möglich! Wie könnten meine Worte irgend einen Eindruck auf Euere Majestät machen! Dem König August muß es doch höchst gleichgiltig sein, ob Gräfin Hoym streng ist oder nicht.“

„Mit nichten!“

„Verzeihung, Sire, aber ich kann es nicht fassen . . .“

„Nicht fassen! Wisset Ihr nicht, oder stellt Ihr Euch, als wüßtet Ihr es nicht, daß ich seit gestern, da Euere Blicke die meinen zum erstenmal trafen, Euer Sklave bin?“

„Diese Sklaverei dürfte von kurzer Dauer sein, dürfte kaum bis zum Morgengrauen währen. August-Apollo soll namentlich darin den ewigen Göttern gleichen, daß er ebenso leicht vergißt, als er sich verliebt.“

„O, nein,“ rief der König in treuherzigem Tone. „Ich beschwöre Euch, zu glauben, daß man mich verleumdet. Ist es

meine Schuld, wenn ich ein Herz, ein Geschöpf, das mich für immer zu fesseln vermocht hätte, bislang nicht gefunden habe Gräfin, ich bin nicht von ungetreuem Wesen, aber die Weiber, denen ich begegnete, waren trügerisch; ihre Reize verschwanden allmählich, aus den scheinbaren Göttinnen wurden ganz gewöhnliche Frauen. Sie verloren ihre Flügel, ihren Nimbus, und in ihren Herzen fand ich nichts als Berechnung und Koketterie. Und Ihr wollt mich für schuldig erklären? . . . Ach, glaubt mir, theuere Gräfin!“ rief der König in immer lebhafterem Tone. „Mich beseelt der Wunsch, ein Wesen zu finden, dem ich für das Leben angehören könnte; ich sehne mich nach einem Weibe, dem ich ewig treu bleiben müßte . . . Fände ich dieses Weib, dieses Herz, so gäbe ich mich mit tausend Freuden ihm ganz und für immer zu eigen.“

„Es ist nicht so leicht, diesen Worten Glauben zu schenken,“ murmelte Anna. „Auch ist es wahrscheinlich,“ fuhr sie mit einem Anfluge von Ironie fort, „daß sich auf dem ganzen Erdenrund Keine fände, die so vollkommen wäre, Euerer Majestät würdig zu sein.“

„Doch, doch! Ich habe ein solches vollendetes Geschöpf gefunden!“ fiel König August mit Feuer ein. „Es steht vor mir . . . Ihr, Gräfin, seid das erträumte Ideal!“

„Das ist nur eine optische Täuschung, Sire,“ lachte die junge Frau. „Morgen, beim hellen Sonnenschein, würdet Ihr dies einsehen, königlicher Herr, und es dürfte Euch dann die Lust vergehen, ein Geschöpf, das Euerer so unwürdig ist, zu berücken.“

„Wie entzückend Ihr seid!“ Dabei erfaßte König August die Hand der Gräfin. Diese wollte sie ihm entziehen, doch das wäre ein Verstoß gegen die Hofetikette gewesen. So ließ Anna denn den König gewähren. Als er aber ihre Hand mit unzähligen Küssen bedeckte und sie nicht mehr loslassen zu wollen schien, entzog Anna, deren Wangen mit Glut übergossen waren, ihm die Hand mit sanfter Gewalt.

„Ich kann ohne Euch nicht mehr leben!“ sprach August mit bewegter Stimme. „Da meine Liebesbetheuerungen, meine Versuche, Euch zu erweichen, ohne Wirkung geblieben sind, werde ich von meiner königlichen Gewalt Gebrauch machen. Versucht nicht, diese Stadt zu verlassen, Gräfin! Es wäre vergebens; denn ich ließe Euch verhaften, um zu verhüten, daß Ihr mir verloren geht. Was Hoym betrifft, so liegt sein Schicksal in Eueren Händen. Euere Bitten allein vermöchten die Abneigung zu mildern, die ich gegen ihn empfinde. Heute hätte ich Lust, ihn . . .“

Er brach plötzlich ab und durchmaß das Zimmer. Die Gräfin blickte schweigend vor sich hin und brachte kein Wort zu Gunsten ihres Gatten hervor.

In diesem Augenblick erschien Gräfin Reuß und meldete dem König, daß das Souper servirt sei. August bot Gräfin Anna seine Hand und führte sie in den Speisesaal.

Es war ein Souper à l'italienne und bestand nur aus Confecten, Früchten und Weinen.

König August ließ zunächst die Gemahlin des Finanzministers leben . . . Als Fürstenberg diesen Toast vernahm, flüsterte er der neben ihm sitzenden Frau von Vitzthum zu: „Die Teschen ist verloren!“

„Und mein Bruder gleichfalls,“ erwiderte sie in demselben Flüstertone. „O, daß Anna verständig wäre!“

„O, daß Anna es nur nicht allzu sehr sei!“ variirte Fürstenberg. „Seht, nur, meine Gnädige, welche Kaltblütigkeit, wie sie sich zu beherrschen weiß! . . . Dem König ist es bei all seinem Ansehen, all seinem Zauber nicht gelungen, sie zu verwirren. August hingegen ist so sehr in sie verliebt, daß er nicht mehr weiß, was er thut.“

Nach der köstlichen Collation, bei welcher keinerlei Etikette beobachtet worden war, erhoben sich die Damen und kehrten in den Salon zurück. Nur Gräfin Hoym, mit welcher der König

sich eifrig unterhielt, verweilte in dem Speisesaal. August war entschlossen, die junge Frau mit Gewalt zurückzuhalten für den Fall, daß sie es versuchen würde, dem Beispiele der übrigen Damen zu folgen. Dieser Fall trat aber nicht ein. Gräfin Hoym machte keinen Versuch, zu fliehen, sie blieb und pflog mit dem König ein heiteres, geistreiches, schalkhaftes Gespräch. Sowohl August als Fürstenberg erkannten, daß der Triumph, den Anna heute feierte, sie durchaus nicht berauscht habe, daß sie ihre ganze Geistesgegenwart noch besaß, daß ihre Gleichgiltigkeit unerschüttert war. Zum erstenmale in seinem Leben sah der König ein Weib, das ihm Widerstand leistete und nicht gesonnen zu sein schien, aus der Leidenschaft, welche sie in ihm erweckt, Vortheil zu ziehen.

Dieser Mißerfolg ging August sehr zu Herzen; die Geistesgegenwart und die Kälte der Gräfin kränkten ihn in hohem Maße. Als der König Anna zum erstenmale gesehen, hatte er sich der Hoffnung hingegeben, daß sie leicht zu erobern, daß sie der Gegenstand einer flüchtigen Laune sein und sein Verhältniß zur Fürstin Teschen nicht im mindesten stören würde. Heute aber erkannte August, wie sehr er sich bei der ersten Begegnung getäuscht hatte; er sah ein, daß die Erstürmung dieser Festung mit großen Schwierigkeiten verbunden sein werde.

Die Gräfin lachte und scherzte mit hinreißendem Uebermuth. Aus ihrem Benehmen ergab sich zwar, daß sie zu gefallen wünschte, je feuriger aber der König wurde, desto kühler, kühner, unnahbarer ward sie. August fühlte, daß er sich vom Ziele immer mehr und mehr entferne, statt ihm rasch näher zu rücken, wie es der glückliche Fraueneroberer gewohnt war. Als er die junge Gräfin zuletzt mit ungestümen Bitten bestürmte und aus seinen Empfindungen und seinen Wünschen kein Hehl mehr machte, sagte Anna, die noch immer Herr ihrer selbst war, mit fester Stimme:

„Ihr nöthigt mich, mein König, Euch eine peinliche Erklärung zu machen ... Ich gehöre zu jenen schwachen Wesen, deren ganze Kraft in ihrem Stolze ruht. Wenn Euer Majestät glauben, daß ich mich vom Glanze des Hofes blenden, von der Aussicht auf Befriedigung meines Ehrgeizes, auf den Erwerb ungemessener Reichthümer hinreißen lassen und vergessen könnte, was ich mir selbst schuldig bin, wenn Euer Majestät meinen, daß ich um eines glücklichen Augenblickes willen der Zukunft nicht gedenke werde, so täuscht Ihr Euch. Anna von Hoym kann keines Mannes Geliebte werden, auch nicht die eines Königs. Sie vermöchte ihr Herz ganz hinzugeben, aber nur für immer!"

Bei diesen Worten stand die Gräfin auf und kehrte in den Salon zurück.

Wenige Secunden später verließ der König mit Fürstenberg den Speisesaal, um sich unbemerkt zu entfernen. Durch einen Diener davon benachrichtigt, eilte Gräfin Reuß aus dem Salon, um die Beiden einzuholen. Sie traf König August und dessen Günstling im Stiegenhause. Der Gesichtsausdruck des Königs war so finster und traurig, daß die Hausfrau beim ersten Blick das Resultat des mit der Gräfin Hoym gepflogenen Gespräches errieth. Sie machte natürlich eine sehr betrübte Miene und beklagte ihren königlichen Gebieter. Im Grunde aber war sie über Anna's Widerstand hoch erfreut. Derselbe konnte nur ein dauerhaftes Verhältniß herbeiführen, und ein solches entsprach ihren Wünschen. Bei Liebschaften von kurzer Dauer konnte Gräfin Reuß keine Rolle spielen, keinen Einfluß erringen. Die Teschen aber haßte sie so sehr, daß sie dieser ihre Macht mißgönnte und sie um jeden Preis zu Fall bringen wollte.

„Versucht dieses Bild von Stein zu rühren," flüsterte August der Gräfin zu. „Anna von Hoym ist schön wie eine Venus, sie hat aber ein marmornes Herz."

Ehe noch Gräfin Reuß ein Wort der Erwiderung fand, war der König die Treppen hinabgeeilt.

Mit Fürstenberg sprach er später in einem anderen Tone. „Ein reizendes Weib! Sie ist mir aber fürchterlich. Welche Eiseskälte!“

„Bah — früher oder später schmilzt jedes Eis,“ meinte Fürstenberg. „Alle Frauen haben nicht den gleichen Charakter, das gleiche Temperament. Was ist daran so wunderlich, daß sich diese zu wehren sucht?“

„Wehren? ... Darum handelt es sich ja gar nicht. Sie fordert den Eid ewiger Treue von mir!“

„Welcher Liebende hätte denn jemals nicht den Eid ewiger Treue geleistet?! Am Anfang verspricht man immer, sich ewig zu lieben, sich ewig treu zu bleiben ...“

„Diese Frau wird sich nicht täuschen lassen! Die gute Teschen ist doch leichter zu behandeln!“

„Aber, Sire, zwischen diesen beiden Frauen ist ein Vergleich nicht möglich.“

„Das ist leider wahr!“ seufzte August. „Die Teschen steht tief unter diesem herrlichen Wesen! Fürstenberg, höre! Es ist unumgänglich nothwendig, an Hoym den Befehl ergehen zu lassen, daß er bleiben soll, wo er ist. Vor allem möge er sich davor hüten, nach Dresden zu kommen.“

„Was aber soll er in der Lausitz anfangen?“ fragte lächelnd der Günstling.

„Was er will,“ lautete die kühle, von einem Achselzucken begleitete Antwort. „Es ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß er jetzt nicht zurückkehre. Er soll Geld auf Geld zusammenhäufen, denn mir ist, als ob mich der neue Fund theuer zu stehen kommen werde. Dieser Edelstein bedarf einer Fassung, die seiner würdig ist.“

„Wie, Sire? Schon verliebt?“

„Ja, Fürstchen, wie ein Narr! Du, höre, Gräfin Anna muß mir gehören!“

„Und Ursula Teschen?“

„Die magst Du heiraten!“

„Ich danke, Sire, aber . . .“

„Gieb sie, wem Du willst. Mich geht es nichts an. Zwischen mir und ihr ist alles zu Ende.“

„Schon?“ rief verwundert der Günstling.

„Ja wohl, Fürstchen. Ich will dieses Verhältniß lösen. Und Anna soll Gold in Hülle und Fülle haben . . . Auch Du — Alle sollen im Golde schwimmen!“

„Woher aber nehmen wir all das Gold?“

„Das ist Hoym's Sorge!“ sagte lachend der König. „Schreibe ihm, er möge alle mit der Accise verbundenen Geschäfte selbst erledigen, er solle Untersuchung an Untersuchung reihen, die Provinz bereisen, mit Einem Worte: er möge thun, was er wolle, nur eines soll er nicht, darf er nicht: heimkehren!“

„Hoym's Mission kann indes nicht immer fortdauern.“

Der König seufzte und sagte nichts. Sie hatten das Schloß erreicht. August begab sich, eine Wolke von Unmuth auf der Stirne, auf sein Zimmer. Der letzte Feldzug gegen den Schweden war ihm nicht so nahe gegangen als der Mißerfolg des heutigen Abends.

## 7.

## Gräfin Cosel.

So begann am Hofe August's des Starken die Herrschaft einer Frau, welche weit länger als alle ihre Vorgängerinnen im Besitze der Macht bleiben sollte.

Es sahen nicht allein die Höflinge und Günstlinge des Königs mit banger Neugier und regem Interesse dem bei Hofe sich abspielenden Drama zu, auch die Stadt verfolgte mit

Spannung die Entwickelung dieses Dramas, dessen Ausgang unschwer vorauszusehen war.

Die Schlußscene kam indes nicht so schnell herbei, als Jedermann erwartet hatte. Die Belagerung der einzunehmenden Festung blieb lange erfolglos, trotz der Abwesenheit des Finanzministers. Täglich wurden königliche Eilboten an Hoym abgesendet mit dem ausdrücklichen Befehl, der Accisor möge auf seinem Posten bleiben, täglich brachten Gräfin Reuß und Frau von Vitzthum den König und Anna von Hoym unter diesem oder jenem Vorwand zusammen. Ihre Bemühungen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg.

Gräfin Hoym stand mit König August jetzt auf vertrauterem Fuß, im Grunde war sie aber nicht im mindesten verändert und der galante Fürst hatte seit jener denkwürdigen Ballnacht, da er die schöne Frau zum erstenmale erblickte, nicht die geringste Gunstbezeugung von ihr erlangt, war seinem Ziele auch nicht um einen Schritt näher gerückt. Was Gräfin Anna dem König nach der Collation im Hause Reuß gesagt, wiederholte sie ihm fortwährend. Sie blieb unerbittlich, verlor nie ihre Geistesgegenwart und blieb immer kalt wie Marmor. Fragte man die Gräfin über ihre Absichten aus, so antwortete sie jedesmal, daß sie wohl die Gemahlin des Königs werden wolle, niemals aber seine Favoritin; da jedoch die Königin Christine Eberhardine ihrer Vermählung mit August im Wege stehe, fordere sie von dem König ein von ihm unterschriebenes Schriftstück, welches das Versprechen enthielte, daß er sie zu seiner rechtmäßigen Gattin machen würde, falls er Witwer werden sollte — eine seltsame, außerordentliche Bedingung für die damalige Zeit mit ihren leichtfertigen Sitten. Diese Forderung dürfte indes auch minder frivolen Menschen als die Zeitgenossen der Gräfin waren, sonderbar, ja unmöglich vorkommen.

Trotzdem schien dieselbe August nicht Wunder zu nehmen. Denn als Fürstenberg ihm im Auftrage der Gräfin jene leidige

Bedingung stellte, versank er ohne das mindeste Zeichen der Ueberraschung in tiefes Nachdenken. —

„Ich will es nur gestehen, Fürstchen," sagte August einige Stunden später zu seinem Günstling, „ich bin des Hangens und Bangens müde. Dem muß ein Ende gemacht werden!"

„Euer Majestät gedenken einen Bruch herbeizuführen?" fragte Fürstenberg gespannt.

„Wir werden sehen," erwiderte lakonisch der König. Auf weitere Erklärungen ließ August sich nicht ein.

Noch an demselben Tage wurden auf seinen Befehl hunderttausend Thaler in sein Cabinet gebracht. Zwei kräftige, starke Männer vermochten den ungeheueren Sack nur mit Mühe zu tragen; König August aber hob ihn, ohne sich anzustrengen, auf, nachdem ihn die Träger zu seinen Füßen auf den Boden gesetzt hatten.

Fürstenberg hoffte, daß ihm der König anvertrauen würde, für wen all das Geld bestimmt sei, aber seine Neugier wurde nicht so bald befriedigt.

August erwähnte des Geldes mit keinem Worte. Er war immer aufgeregt, seine gewohnten Vergnügungen schienen ihn sehr zu langweilen. Noch stattete er der Prinzessin Teschen täglich einen Besuch ab. Diese weinte jetzt viel. Wenn August sich bei ihr anmelden ließ, trocknete sie eiligst ihre Thränen und trat ihm mit einem süßen Lächeln entgegen.

So vergingen einige Wochen in bangster Erwartung, Wochen, die den Hofleuten wie eine Ewigkeit vorkamen. Sie wußten nicht mehr, wen sie am unterthänigsten grüßen, wem sie huldigen, wem sie gehorchen sollten.

Endlich ward Graf Hoym zurückberufen; er durfte — nein, er mußte unverzüglich nach Dresden zurückkehren. Man konnte des Geldbeschaffers nicht länger entrathen. Die Schatzkammer war leer und nur Hoym wußte sie zu füllen.

Wenige Stunden vor der Rückkehr des Finanzministers fuhr König August mit seinen hunderttausend Thalern nach dem Palais Hoym.

Es war ein trüber, regnerischer Abend. Gräfin Hoym ging, in Gedanken verloren, in ihrem elegant ausgestatteten Salon langsam auf und ab. Sie pflegte nur Damen bei sich zu empfangen, so daß es sie nicht wenig befremdete, als plötzlich verschiedene Männerstimmen im Stiegenhause ertönten. Ihr Erstaunen verwandelte sich jedoch alsbald in Entsetzen. Die Thür ging auf und König August trat unangemeldet ins Zimmer.

Die Portièren fielen hinter dem kühnen Eindringling zusammen. Erschrocken über die Erscheinung, die nichts Gutes verkündete, wich die junge Frau einige Schritte zurück und näherte sich einem Guéridon, gegen welchen sie unwillkürlich die Hand ausstreckte. Auf dem kleinen Möbel lag eine geladene Pistole, Gräfin Hoym's unzertrennliche Gefährtin, seit sie in Dresden weilte.

Anna erfaßte die Pistole, welche schon oft das Gelächter ihrer Freundinnen erregt hatte, und barg sie unter dem Shawl, der ihre Schultern bedeckte. Wie rasch dies auch geschehen war, die scharfen Augen des Königs hatten es doch bemerkt.

„Ihr bedürft mir gegenüber keinerlei Schutzwaffe, Gräfin. Und wenn Ihr auch einer solchen bedürfet, mit dieser Waffe vermöchtet Ihr Euch nicht zu vertheidigen."

Die junge Frau behielt den König fest im Auge und schwieg.

„Gräfin!" fuhr August fort, indem er den Geldsack auf den Boden schleuderte, so daß er aufsprang, die Goldstücke klirrend aus der Oeffnung hervorrieselten und nach allen Richtungen hinrollten. „Höret, Gräfin! Ich vermag Euch mit Gold, Ehren und Würden zu überschütten, Ihr braucht nur Ein Wort zu sprechen und es soll geschehen! . . . Ich kann aber auch alles, was sich mir entgegensetzt, zerbrechen, wie ich jetzt dieses Eisen

zerstücke.“ Er hatte ein Hufeisen aus der Tasche gezogen und es mit eleganter Nachlässigkeit entzwei gebrochen. Jetzt warf er die beiden Hälften des Eisens zu dem Haufen Gold und fügte mit vollendeter Ruhe hinzu: „Die Wahl steht Euch frei, Gräfin. Also Gold oder Eisen? Friede oder Krieg? . . .“

Gräfin Hoym warf einen gleichgiltigen Blick auf das den Boden bedeckende Geld und erwiderte: „Drohungen vermögen mich nicht einzuschüchtern, Sire. Ich fürchte mich weder vor dem Tode noch vor dem Leben und schnödes Geld kann mich nicht verlocken. Mich könnt Ihr, mein Fürst, wie dieses Eisen brechen, mein Wille aber ist unbeugsam . . . Warum bietet Ihr mir nicht das, wonach ich allein Verlangen trage, Sire,“ rief sie in schmerzerfülltem Tone, „weshalb schenkt Ihr mir nicht Euer Herz!?“

August stürzte zu der jungen Frau hin und rief mit vor Leidenschaft bebender Stimme: „Das besitzest Du schon längst, geliebte Anna!“

Sie aber schüttelte traurig das Haupt. „Wahre Liebe giebt sich durch edle Handlungsweise zu erkennen. Es ist nicht denkbar, daß der, welcher wahrhaft liebt, die Erniedrigung, die Entehrung des geliebten Gegenstandes wünscht. Ich will Euch nicht verhehlen, o mein König,“ fuhr sie in zärtlichem Tone, von Leidenschaft hingerissen, fort, „daß ich Euch liebe. Und diese Liebe, die sich nicht ersticken ließ, sollte ich entweihen!? Eher sterben!“

Der König fiel Anna zu Füßen.

„Sire!“ rief die junge Frau, nachdem sie sich in die entfernteste Ecke des Salons geflüchtet hatte. „Höret mich an!“

„Gebiete! Befehle!“

„Anna von Hoym wird Euch nicht eher angehören, als bis sie Euerer Liebe würdig ist.“

„Sprich, was soll ich thun? Nenne Deine Bedingungen.“

„Ich verlange ein von Euch unterfertigtes Eheversprechen.“

Bei diesen Worten der Gräfin zog König August die Brauen zusammen, senkte das Haupt und richtete sich langsam auf.

„Gräfin,“ sagte der König endlich, „diese Forderung ist für Euch gefährlicher, als Ihr vermuthet.“

„Ich beharre auf derselben,“ erwiderte bestimmt die Gräfin. „Meine Ehre erheischt dieses Eheversprechen, ohne welches Ihr mich niemals besitzen werdet, Sire ... Ja, mein König, so ist es! Entweder Ihr lasset mich im Geiste Euere rechtmäßige Gemahlin sein oder ich gebe mich Euch niemals hin. Eher nehme ich mir das Leben vor Eueren Augen!“

„Gut, da Ihr es durchaus wollt, sollt Ihr das schriftliche Eheversprechen erhalten!“

Ein Freudenschrei entfuhr den Lippen der Gräfin.

„August! August! Welches Glück! Jetzt nur noch die Ehescheidung ...“

„Die Ehescheidung soll morgen im Consistorium unterzeichnet werden,“ sagte der König hastig. „Wünschet Ihr sonst noch etwas?“

„Nein, Sire!“ erwiderte Anna mit bewegter Stimme. „Ich bin befriedigt, glücklich ...“

„Aber ich bin es nicht!“ rief leidenschaftlich der König und breitete die Arme aus. Anna entschlüpfte ihnen mit einer gewandten Bewegung und sank zu den Füßen August's hin.

„Sire,“ sagte sie, „ich schenke Euerem königlichen Worte vollsten Glauben, so lange aber die Fesseln der Ehe mich an Hoym ketten, gehöre ich mir selbst nicht an. Jetzt bin ich noch die Gattin des Grafen und ihm werde ich die gelobte Treue bewahren, bis ich von ihm geschieden bin.“

August küßte schweigend ihre Hand und bat sie, ihre kniende Stellung aufzugeben.

Nachdem der König ihr geholfen hatte, sich aufzurichten, sagte er:

„Dein Wille geschehe, Anna, ich bin jetzt Dein Sklave. Hoym kehrt heute zurück. Verlasse ihn ...“ bat er, das Knie beugend. „Morgen wird ein Palast für Dich ausgestattet werden,

hunderttausend Thaler bitte ich Dich jährlich von mir anzunehmen; meine beiden Reiche und mich selbst lege ich zu Deinen Füßen!"

Anna beugte sich zu ihm hinab, berührte seine Stirne flüchtig mit den Lippen und trat einen Schritt zurück.

„Auf morgen!" sagte sie leise.

„Du schickst mich fort? . . ."

„Auf morgen!" wiederholte sie, August ihre Hand entgegenstreckend.

Dieser drückte einen feurigen Kuß auf dieselbe und verließ alsdann mit einem tiefen Seufzer das Zimmer.

Noch in derselben Nacht traf der Minister in Dresden ein. Kaum war er angekommen, so eilte er zu seiner Gattin, allein er fand die Thür ihres Gemaches verschlossen. Die Gräfin schlafe schon, theilte ihm die Kammerfrau mit; sie sei leidend und habe ausdrücklich befohlen, ihre Ruhe nicht zu stören.

Während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in der Lausitz hatte der Graf alle Qualen und Martern der Eifersucht empfunden. Zwar wußte er durch seine Spione, welche ihm alles, was Anna gethan und gesagt, hatten hinterbringen müssen, daß das, was er befürchtete, noch nicht geschehen sei, aber alles deutete darauf hin, daß seinem häuslichen Glück große Gefahr drohe. Von dem König war das Schlimmste zu erwarten. Anna's Charakter aber schien ihm zu verbürgen, daß das Fürchterliche sich nicht ereignen werde. Hoym wußte, wie viel seiner Frau an ihrer Ehre, an ihrem makellosen Rufe gelegen war.

Im Schlosse fand heute ein großes Gelage statt; der Minister hatte aber keine Lust, sich an demselben zu betheiligen. So ging er denn zur Ruhe, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er seine Gemahlin heute nicht werde sprechen können.

Am anderen Morgen füllte sich sein Cabinet frühzeitig mit Beamten der Accise, welche ihm einen großen Theil des Vormittags raubten. Kaum hatte er die Geschäfte erledigt, als ihn

ein Bote in aller Eile zum König berief. Somit war Hoym gezwungen, das Haus zu verlassen, ohne seine Gattin zu sehen.

Der König empfing ihn auf die gnädigste, herzlichste Weise. Er küßte Hoym, was auf nichts Gutes schließen ließ, und that, als wisse er nicht, daß der Minister gegen seinen Willen in der Lausitz geblieben, indem er ihn in mildem Tone die lange Dauer seiner Vergnügungsreise zum Vorwurf machte.

Der Graf warf einen durchdringenden Blick auf den König, wie um zu entdecken, was für ein Spiel er spiele.

„Du hast Feinde hier am Hof, Hoym, böse Feinde," fuhr August fort, den Minister vertraulich auf die Schulter klopfend. „Man wollte Dich verderben. Sei aber ruhig, es soll nicht geschehen; Du hast in mir einen Freund; ich bin mächtiger als Deine Feinde und werde es nicht dulden, daß man Dir ein Haar krümme."

Hoym verbeugte sich und dankte dem König für seine Güte. Dabei war ihm aber sehr unheimlich zu Muthe.

Nun kamen die Geschäfte aufs Tapet. Der König klagte über Geldmangel. „Hoym, lieber Hoym," rief er, „Du mußt Geld, viel Geld herbeischaffen, denn ich benöthige es dringend.„

Es war gegen Mittag, als der Finanzminister von der Audienz beim König, in tiefes Nachdenken versunken, nach Hause ging. In seinem Cabinete fand er die Gräfin. Sie trug ein schwarzes Gewand und war wie immer von blendender Schönheit. Hoym eilte auf sie zu, blieb aber stehen, als sie ihre Rechte gleichsam abwehrend erhob.

„Ich habe mit Euch zu sprechen, Graf," begann Anna in gemessenem Tone. „Schenkt mir Euere ganze Aufmerksamkeit, denn ich habe Euch ernste Dinge mitzutheilen. . . . . . Empfangt vor allem meinen Dank für das Gute, welches Ihr mir erwiesen. Unsere Verbindung, die uns keine glückliche Zukunft verbürgt, weil wir uns nicht lieben, muß gelöst werden. Die wenigen Jahre unseres Zusammenlebens, die so reich an schweren Prüfungen

waren, haben mir und vermuthlich auch Euch die Ueberzeugung beigebracht, daß wir für einander nicht geschaffen sind. Lasset uns denn auseinandergehen! Meine Aufrichtigkeit und meine Geradheit sind Euch bekannt, so daß es Euch nicht wundernehmen wird, wenn ich ohne Umschweife zur Sache komme. Seine Majestät geruht, mir seine Freundschaft anzubieten. Ein so werthvolles Angebot läßt sich nicht ausschlagen. Ich liebe den König, und bin gewillt, mich ihm zu eigen zu geben. Da ich Euch aber nicht hintergehen will, bin ich gezwungen, Euch zu bitten, in unsere Scheidung einzuwilligen; denn Euer Name soll makellos bleiben. Der Entschluß, den ich gefaßt, ist unwiderruflich. Wenn Ihr auf meinen Vorschlag eingeht, so könnt Ihr darauf rechnen, daß ich Euch immer gewogen sein, Euch bei jeder Gelegenheit mit aller Macht schützen und stützen werde. Solltet Ihr aber nicht Euere Einwilligung zur Scheidung geben, solltet Ihr dieselbe zu verhindern suchen, so wäre ich gezwungen, gewisse Mittel anzuwenden, welche Eueren Widerstand sicher brechen würden. Es thäte mir aber sehr leid, wenn wir uns nicht als gute Freunde trennten."

Schon bei den ersten Worten dieser langen, offenbar vorbereiteten Rede hatte Hoym errathen, daß ihm seine Frau das längst Erwartete, Gefürchtete mittheilen werde. Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen. Er versuchte mehrmals Anna's Rede mit donnernden Worten zu unterbrechen, allein der zwingende Blick der jungen Frau bändigte ihn seltsamerweise, so daß er keinen Laut hervorzubringen wagte. Außerdem übte die Kaltblütigkeit Anna's und namentlich die Kühnheit, um nicht Frechheit zu sagen, womit sie ihre Rede vorbrachte, nachgerade eine lähmende Wirkung auf ihn aus. Wie ruhig hatte sie während ihrer Rede mit den Schnüren und Spitzen ihres Kleides gespielt, wie nachlässig die Stickerei ihres kostbaren Tuches geglättet!

Nach einer kurzen Pause, während welcher Graf Hoym, vor Zorn und Aufregung am ganzen Körper bebend, vergebens

nach Worten gesucht hatte, rief er endlich, die Hände krampfhaft zusammenballend: „Das soll also Euer Dank dafür sein, daß ich Euch jenem entlegenen, unbekannten Erdenwinkel entzog? Ich habe also eine Schlange an meinem Busen erwärmt, um schließlich von ihr verwundet zu werden? ... Und Ihr erröthet nicht bei dem Gedanken, Eueren Gatten, Euer ehrbares Heim zu verlassen, um Euch dem leichtfertigsten Mann, den die Welt aufzuweisen hat, preiszugeben? Ihr ..."

Die Gräfin ließ ihn nicht weiter kommen. „Bitte, schweiget, Graf!" sagte sie in kaltem Tone. „Ihr könntet nichts vorbringen, was ich nicht schon wüßte. Ueber mein Schicksal habe nur ich selbst zu bestimmen. Wie ich Euch bereits sagte, ist der Entschluß, welchen ich gefaßt, ein unwiderruflicher. Habet also die Güte, zwischen meiner freundschaftlichen und meiner feindseligen Gesinnung eine Wahl zu treffen. Gebt Ihr zur Scheidung Euere Einwilligung? Antwortet: Ja oder Nein?" ...

Graf Hoym war unstreitig der wankelmüthigste Lebemann des Dresdener Hofes, an dem die Ausschweifung für Galanterie galt; er hatte seine Gattin auf unwürdige Weise vernachlässigt, er liebte sie schon längst nicht mehr; allein jetzt, da er sie verlieren sollte, war er außer sich vor Schmerz, Reue und Eifersucht. Der jähzornige Mann zerriß seine Kleider, zerraufte seine Perrücke, lief wie ein Besessener im Zimmer umher, warf Tische und Stühle um, trat händeringend ans Fenster und starrte mit stierem Blick ins Leere, um alsdann die Fensternische wieder zu verlassen, an seinen Arbeitstisch hinzutreten, alle Papiere, die darauf lagen, auf den Boden zu schleudern und sie mit den Füßen zu zerstampfen. Man sollte meinen, dieser Auftritt hätte die Gräfin gar sehr erschrecken müssen, doch diese war an Zornesausbrüche ihres Gatten gewöhnt. Anna verfolgte alle seine Bewegungen mit ruhigem Blick. Als es aber den Anschein hatte, als wolle die Scene kein Ende nehmen und der Minister ihre Frage nicht beantworten, sagte die junge Frau:

„Ich sehe ein, daß Ihr jetzt nicht in der Verfassung seid, mir eine vernünftige Antwort zu geben. Daher lasse ich Euch Zeit, die Sache reiflich zu überlegen. Treffet später eine Wahl, Graf! Nur möchte ich Euch bitten, Eines nicht zu vergessen — daß nämlich ein Kampf gegen den König und mich nicht gefahrlos für Euch wäre. Euer Glück oder Euer Verderben hängt von Euerer Entscheidung ab."

Ohne auf eine Erwiderung zu warten, verließ die Gräfin das Gemach. Hoym aber fuhr fort, sich wie ein Wahnsinniger zu geberden, seine Kleider zu zerreißen, sich in heller Verzweiflung in die Lehnstühle zu werfen, aufs neue emporzuschnellen, als habe ihn eine Schlange gebissen, und verzweiflungsvoll hin und her zu laufen. Wer weiß, wie lange diese Pantomime gewährt hätte, wäre sie nicht durch das Eintreten Vitzthum's unterbrochen worden.

„Was machst Du, Hoym?" rief dieser, mit weit geöffneten Augen die Unordnung im Zimmer betrachtend. „Was ist geschehen?"

„Ha, Du willst wissen, was geschehen ist? Als ob Ihr, die Ihr mir diese artige Ueberraschung bereitet habt, es nicht schon wüßtet! Anna verläßt mich. Gerade sie fehlte dem König! O, weshalb wurde sie meine Gattin, weshalb machte sie mich einige Jahre hindurch glücklich, um mich alsdann so schnöde zu verrathen, um mich vor den Augen der Welt zu entehren und mich dem allgemeinen Gespötte preiszugeben!"

Vitzthum unterbrach seinen Schwager nicht und ließ ihn sich austoben. Als Hoym endlich von selbst innehielt, sagte er: „Höre mich an! Ich finde es sehr begreiflich, daß es Dir schwer fällt, die schöne Anna aufzugeben. Aber, unter uns sei es gesagt, Du bildest Dir doch nicht ein, daß Du ihre Neigung jemals besessen hast? Andererseits glaube ich auch, daß Du Anna nie ernstlich geliebt, denn Du bist jetzt noch ebenso flatterhaft und liederlich, als Du vor Deiner Vermählung mit ihr warst ...

Uebrigens ist die Ehre bei dieser Geschichte gar nicht im Spiel, es ist das eine Frage, die nur die Eitelkeit berührt. Deine Frau hintergeht Dich ja nicht, sie verläßt Dich nur. Sei doch klug, lasse uns vernünftig miteinander sprechen. Ich bin im Auftrage des Königs hier."

„Was will er denn noch von mir?" fragte Hoym barsch, mit gefurchter Stirne.

„Der König wünscht, daß Du Dich von Anna willig scheidest. Falls Du seinen Wunsch erfüllst, wird er sich Dir dankbar bezeigen; wenn Du Dich aber demselben entgegensetzen solltest, so hätte Dein Widerstand die gefährlichsten Folgen. Wähle also erst nach reiflicher Erwägung Deiner Lage. Du wirst doch nicht so vermessen sein wollen, dem König die Stirne zu bieten? Die geringste Kränkung, die Du der Gräfin zufügtest, würde als ein Majestätsverbrechen angesehen werden."

„Wozu fordert er meine Einwilligung, da er ja derselben entrathen kann!" schrie Hoym außer sich. „Thut er etwa nicht immer, was ihm beliebt? Nicht mir muß das Consistorium gehorchen, sondern ihm! Ich bin eine Null! Da er mir mein Liebstes entreißen will, mag er es thun; aber er verlange nicht von mir, daß ich ihm dafür meinen Dank ausspreche."

Vitzthum lächelte. „Beklage Dich nicht! Aus dem Gebaren des Königs ist zu schließen, daß er Dir seine Gunst unverkürzt bewahren will. Er könnte selbstverständlich Deiner Einwilligung entbehren, allein er will von diesem Rechte keinen Gebrauch machen, er will Dich offenbar mit Schonung behandeln ..."

„Weil er meiner bedarf," brummte Hoym.

„Darüber wollen wir nicht streiten. Der König wünscht, daß Du in diese Scheidung einwilligst und Du mußt Dich jetzt entscheiden, Du mußt jetzt einen Entschluß fassen. Der König fordert es."

Statt zu reden, begann der Minister wieder im Zimmer umherzulaufen, stieß die umgeworfenen Möbel mit den Füßen

aus seinem Wege und brach von Zeit zu Zeit in ein heiseres Lachen aus. Endlich sank er wie erschöpft auf das Sopha.

„Hoym! Der König harrt auf Antwort," mahnte Vitzthum. „Was soll ich ihm sagen?"

„Welche Ironie! . . . Als ob mir die Wahl nicht versagt wäre!" knirschte der Graf. „Ist es nicht gar zu drollig, einem armen Menschen den Mantel von den Schultern zu reißen und ihn dann mit erhobenem Stocke höflichst zu bitten, er möge gestatten, daß ein Anderer in den Besitz des ihm entwendeten Eigenthums trete? Doch nein! Es ist natürlich, recht ist es! Auch magst Du dem König sagen, wie verbunden ich ihm sei, daß er in seiner hohen Gnade mich von meiner Gattin zu trennen Willens ist. Sage meinem vortrefflichen Herrn und Gebieter ferner, daß ich in alles, was er von mir verlangt, mit tausend Freuden willige, daß ich zufrieden, glücklich, außer mir vor Wonne und Seligkeit sei und ihm die königlichen Hände küssen möchte. Wie wäre es möglich, sich nicht glücklich zu fühlen?" fuhr er mit demselben Hohne fort. „Wird mir doch heute die seltene Ehre zutheil, meinem König einen Schatz darzubieten, den ich bereits angetastet!"

Vitzthum näherte sich dem Minister und sagte: „Trinke ein Glas kaltes Wasser, Hoym. Es wird Dir gut thun. Und glaube mir," fuhr er mit gedämpftem Tone fort, „dank Deiner Gattin bist Du minder beklagenswerth als mancher Andere."

Er spielte mit den letzten Worten vermuthlich auf seine eigene Person an. Man wird sich erinnern, daß Vitzthum's Frau, die Schwester Hoym's, die Gunst des Königs einst auch besessen, aber nur auf kurze Zeit.

August hätte den Ueberbringer der Antwort des Grafen im Schlosse erwarten sollen; doch von Ungeduld getrieben, war er in das Palais Hoym gegangen, um seinem Abgesandten näher zu sein. Als dieser, vom Minister kommend, sich anschickte, zu dem Könige zu eilen, trat ihm ein Diener mit der Meldung

entgegen, daß Seine Majestät im Salon der Gräfin seiner harre. Vitzthum ließ sich anmelden und betrat mit heiterer Miene das Gemach, in welchem August und Anna weilten.

Der König erkannte beim ersten Blick, daß sein Abgesandter der Ueberbringer einer guten Nachricht sei. Die schöne Anna trat Vitzthum lebhaft entgegen und fragte ihn in fieberhafter Aufregung, ob er mehr Glück als sie gehabt.

„Nicht mehr Glück, sondern mehr Geduld, Gräfin. Ich gestattete ihm, sich auszutoben, worauf er vernünftig ward und sich in sein Unglück fügte.“

„Ha, Ihr bringt mir Freiheit und . . . Glück!“ rief die Gräfin mit leuchtenden Augen; ihr Gesicht strahlte vor Wonne, fast wäre sie ihrem Schwager vor Dankbarkeit um den Hals gefallen. „Ich werde Euch nie meine Dankbarkeit ganz bezeigen können, lieber Vitzthum! Hier, nehmt dies zum Angedenken.“

Dabei nahm sie eine goldene Dose vom Tische und reichte sie Vitzthum hin. Dieser ergriff die Dose, allein der König, der hinzugespungen war, weil er gesehen hatte, daß ein reizendes Miniaturbild der Gräfin den Deckel zierte, entriß ihm den werthvollen Gegenstand mit den Worten:

„Holla! Das ist zu viel! Von meinen Rechten als König Gebrauch machend, nehme ich dieses Kleinod in Beschlag. Du, Vitzthum, magst Dich mit zwanzigtausend Thalern begnügen. Diese Dose, diese Miniatur aber ist mein Eigenthum und wird es bleiben, so lange ich lebe.“

Da warf sich die Gräfin mit einem glückseligen Lächeln an August's Brust.

Am folgenden Tage trugen die Bevollmächtigten des gräflichen Ehepaares bei dem Consistorium auf Scheidung an. Das Gesuch wurde auf Befehl des Königs schleunigst genehmigt und das darauf bezügliche Decret auf Anna's Wunsch während dreier Tage an allen Amts- und Rathhäusern, öffentlichen Gebäuden und Plätzen angeschlagen.

Die Gräfin verließ nun die Wohnung ihres Gatten und bezog ein an das königliche Schloß angrenzendes, mit demselben durch eine gedeckte Galerie verbundenes Haus. Anna von Hoym gab den Namen ihres Gatten auf und hieß nunmehr „Frau von Cosel“ nach einem in Holstein liegenden Gute, das ehemals im Besitze ihrer Eltern gewesen.

König August gab ihr das Versprechen, für sie vom Kaiser Josef den Titel einer Reichsgräfin zu erwirken und ihr in Dresden einen Wohnsitz erbauen zu lassen, der an Pracht den märchenhaften Palästen aus Tausend und Einer Nacht gleichen würde.

Noch niemals hatte ein Weib August's Geist, sein Herz, seine Sinne in dem Grade beherrscht, so ganz eingenommen, wie jetzt Anna von Cosel. Er blieb tagelang an ihrer Seite, ließ sich nirgends sehen und vergaß die ganze Welt.

Fürstin Teschen hatte der König so lange als möglich zu täuschen gesucht, indem er nicht aufhörte, sie mit raffinirter Galanterie und Zärtlichkeit zu behandeln. Doch die Scheidung des Hoym'schen Ehepaares, die Uebersiedlung der Gräfin nach einem dem Königsschlosse so nahegelegenen Hause öffneten der unglücklichen Frau alsbald die Augen, verkündeten ihr, daß sie in Ungnade gefallen, daß ihr Reich zu Ende sei. König August blieb plötzlich aus. Die Fürstin war nicht mehr „die Erste nach der Königin“, war nicht mehr die Geliebte des Königs. Sie erfreute sich indes der unbeschränktesten Freiheit, denn es hatte August den Befehl ertheilt, Fürstin Teschen auf keinerlei Weise zu behelligen. Vom Hofe war sie aber verbannt und den König durfte sie nicht mehr sehen.

August II. wollte die Fürstin nicht allzusehr reizen, damit sie den ihr befreundeten Cardinal Radziejowski nicht gegen ihn aufhetze. Die Feindschaft des in Polen so einflußreichen Mannes wäre für den König höchst gefährlich gewesen. Er ließ die Fürstin im Geheimen nicht nur von Spionen, sondern auch von

der Baronin von Glasenap, Ursula's eifersüchtiger, gehässiger Schwester, streng beobachten, um zu erfahren, was sie zu thun beabsichtige. Niemandem waren Ursula's Pläne und Absichten bekannt; niemand wußte, ob sie in Dresden zu bleiben oder nach Hoyerswerda zu reisen gedenke, oder ob sie sich dazu entschlossen habe, nach Polen zurückzukehren. Reisevorbereitungen wurden noch nicht bei ihr getroffen. Sie weinte viel und schwieg fast immer. Der Kreis ihrer Verehrer und Schmeichler, der einst so zahlreich gewesen, hatte sich sichtlich gelichtet. Die Wenigen, welche ihr treu geblieben waren, hielt die Fürstin für Spione. Eine niederdrückende Atmosphäre, Argwohn und Mißtrauen herrschten in dem Palaste Teschen, so daß man ihn gerne mied. Nur Prinz Ludwig von Württemberg ging immer häufiger ein und aus, stattete der Fürstin immer längere Besuche ab . . .

Bei Hofe hatte das Erscheinen Anna's manche Veränderung hervorgebracht. So war zum Beispiel Graf Vitzthum allmählich zum Vertrauten des Königs geworden und Fürstenberg gleichsam beiseite geschoben worden. Und das war insofern natürlich, als sich der mit dem Hoym'schen Ehepaare Verwandte zum Vermittler, Liebesboten und Vertrauten besser eignete als Fürstenberg. Außerdem übte Jener schon seit Jahren einen gewissen Einfluß auf den König aus, wie der Leser aus den folgenden Zeilen ersehen wird.

Graf Friedrich Vitzthum von Eckstädt, dessen Familie aus Thüringen stammte, aber schon lange in sächsischen Diensten stand, zählte noch nicht dreißig Jahre. Von seiner Kindheit an mit König August befreundet, war er später Page geworden und hatte ihn als solcher auf jener berühmten, an Abenteuern so reichen Reise durch Europa begleitet. Im Jahre 1703 erhielt er nach dem Sturze des Großkanzlers Beichling den von dessen Bruder bekleideten Posten eines Oberfalkeniers.

König August liebte den Grafen, weil dieser ein nichts weniger als bedeutender, durch und durch harmloser Mensch

war. Zuvorkommend und höflich, von mildem, dienstbeflissenem Charakter, immer aufgeräumt, konnte Vitzthum als der liebenswürdigste Typus eines Hofmannes gelten. Der Oberfalkenier glänzte besonders durch seine Kunstfertigkeit in allen ritterlichen Uebungen. Er war ein vollendeter Reiter, ein guter Schütze, ein Meister im Ringelrennen und ein so leidenschaftlicher Spieler, daß er Tag und Nacht spielte, wenn er konnte.

Der sächsische Adel, welcher, wie man sich erinnern wird, sich der Einführung der Accise widersetzte, besaß in Vitzthum einen geheimen, aber gewandten Vertheidiger seiner verletzten Privilegien, Vitzthum's vertraulicher Umgang mit dem König — dieser gestattete ihm, namentlich bei Tisch, gar freimüthig zu reden — bot ihm häufig Gelegenheit, ein feines, treffendes Wort fallen zu lassen, das meistens für einen Scherz gehalten wurde, aber nichtsdestoweniger ins Schwarze traf.

Vitzthum war darauf bedacht, die Sache des sächsischen Adels zu fördern, die Hofintriguen aber interessirten ihm nicht im mindesten. Er mengte sich in nichts, und da der Ehrgeiz seinem Wesen fremd war, konnte man ihn eher einen wahren Freund August's als einen Höfling nennen.

Frau von Vitzthum, die eifrigste Intriguenkünstlerin des Dresdener Hofes, an welchem das weibliche Element so sehr vorherrschte, bildete einen frappirenden Contrast zu ihrem Gatten. Von schönem Wuchs, wie die meisten der sächsischen Aristokratie entstammten Frauen, jung, hübsch und frisch, mit einem netten Stumpfnäschen, zwei saphirblauen Augen und einem rosigen Teint, war sie von heiterem, lebhaftem Wesen. Ihr schallendes Gelächter konnte man von Weitem hören. Das Leben am Hofe hatte einen großen Reiz für sie; sie nahm an allem, was dort vorging, regen Antheil und bespähte zum Vergnügen Jeden und Jede, interessirte sich für den Tagesklatsch, stellte den Unvorsichtigen Fallen und säete fortwährend Zwietracht. Bei alledem vernachlässigte die lebhafte Dame ihre häuslichen Angelegenheiten nicht

im Geringsten. In ihrem Hause herrschte im Gegentheile die musterhafteste Ordnung und sie verstand mit Wenigem auszukommen. Dabei liebte sie das Spiel ebenso leidenschaftlich wie ihr Gemahl, allein sie spielte mit mehr Gewandtheit als dieser und verlor fast nie . . . Sein phlegmatisches Naturell, sein Mangel an Ehrgeiz bereiteten der weltklugen Dame großen Aerger, und sie war beständig bemüht, ihn aufzurütteln, ehrgeizige Wünsche in ihm wachzurufen.

Das Vitzthum'sche Ehepaar wurde von der Welt nicht zu den Hauptmachthabern des Dresdener Hofes gezählt. Beide schienen gleichsam auf der Seite zu stehen und eine niedrigere Rangstufe als Flemming, Fürstenberg, Pflug und Andere einzunehmen; allein sie waren trotzdem in die wichtigsten Geheimnisse eingeweiht, übten im Stillen auf den König großen Einfluß aus und konnten sich gelegentlich als gefährliche Gegner erweisen.

Vitzthum war das Werkzeug seiner Gemahlin. Beide standen zu der Königin des Tages in innigster Beziehung. Diese drei Menschen, nämlich Frau von Cosel, Graf Vitzthum und dessen Gattin, schienen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den ganzen Hof geschlossen zu haben.

Jedermann erkannte, daß die neue Favoritin von mächtigem, energischem Wesen war und den Gegensatz der schwachen, apathischen Fürstin Teschen bildete. Dresden fühlte ein neues Leben durch seine Adern strömen. Die schöne, stolze Geliebte August's des Starken nannte sich selbst die zweite Gemahlin des Königs und umgab sich allezeit mit der nur einer Königin gebührenden Glorie. Der Winter sollte einen glänzenden Carneval bringen, welcher alle bisher gefeierten an Pracht zu überstrahlen versprach. König August war geradezu ein Sklave, er gehorchte jedem Winke seiner angebeteten Gebieterin, die der Zufall bis zu den Stufen eines Thrones geführt und aus deren wunderschönem Antlitz jetzt süßester Wonnerausch strahlte.

---

## 8.

## Alchymist und Hofnarr.

Am Dresdener Hof fehlte es damals weder an Lustbarkeiten noch an lustigen Leuten. Die guten Sachsen beseelte kein anderer Wunsch als der, ihren König zu trösten und zu unterhalten.

Jeden Morgen ritt ein gar seltsamer Mann durch das Viertel der alten Stadt nach dem königlichen Schlosse, der sowohl den Ministern und Höflingen als den Gassenjungen wohlbekannt war. Es war der Narr und Possenreißer am Hofe zu Dresden. Er hieß Josef Fröhlich und legte sich selbst den Titel eines „Großmeisters der Hofnarretei“ bei. In einem Anfluge guter Laune hatte einmal König August zu Ehren des Meisters Josef Fröhlich eine Denkmünze prägen lassen, welche die folgende deutsch-lateinische Inschrift trug: „Semper Fröhlich nunquam Traurig.“ Fröhlich erfüllte in der That die ihm obliegenden Pflichten mit größter Gewissenhaftigkeit; er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend heiter und brachte alle Welt zum Lachen.

Wenn er des Morgens sein Haus, das sogenannte „Narrenhaus“, verließ, trug er eine so drollige Tracht, daß die übellaunigsten, betrübtesten Menschen bei seinem Anblick unwillkürlich lächeln mußten. Fröhlich war klein und kugelrund und hatte ein feuerrothes Gesicht; sein Costüm bestand aber aus kurzen, auffälligen Beinkleidern, einer possirlichen Hanswurstjacke, deren Farbe und Schnitt, dank den neunundneunzig Hanswurstjacken, die ihm August hatte machen lassen, jeden Tag verschieden war, einen malerischen Hut mit langer, wallender Feder und einem wunderlichen Gegenstand, der auf seinem Rücken hing, die Form eines Kammerherrnschlüssels hatte und als Trinkhorn gebraucht werden konnte. Dieser schlüsselgleiche Becher, der sechzig Unzen wog, war ein Geschenk des Königs und mußte dem Hofnarren bei den königlichen Orgien als Trinkgefäß dienen.

Fröhlich wäre durch die Einförmigkeit seiner Possen gewiß auf die Dauer langweilig geworden, wenn er in einem gewissen Baron Schmiedel, einem Kammercourier des Hofes, nicht sein Gegenstück gefunden hätte. Dieser Schmiedel spielte den Melancholischen und war Fröhlich's ewiger Widersacher. Wie Heraklit und Demokrit geriethen zur Belustigung des Königs und des Hofes die Beiden immer in Streit. Wenn aber ihr Repertoire von Witzen, Possen, Fratzen und Pantomimen erschöpft war, so rauften sie zur Unterhaltung der Zuschauer miteinander.

Am Hofe zu Dresden befanden sich übrigens zur Aushilfe noch andere Lustigmacher, die jedoch auf einer niedrigeren Rangstufe als die beiden Genannten standen. Von ihnen wollen wir nennen: Saumagen, Leppert aus Leipzig, den berühmten Riesen Cojanus, zwölf Paar Zwerge, die unter dem Befehle der beliebten Hof- und Leibzwerge Hante und Tramm standen; ferner Neger und Albinos in großer Anzahl. Alle diese Leute und noch viele Andere hatten die Aufgabe, den König in seinen Mußestunden zu zerstreuen und zu erheitern. Auch Kyau, der geistreiche Kyau, mit welchem der Leser beim königlichen Gelage Bekanntschaft gemacht, war im Grunde doch nur ein Lustigmacher. Wie Viele spielten damals am Hofe diese Rolle, ohne es zu wissen!

Meister Fröhlich war bei aller Lustigkeit doch ein ganz kluger Mann. Seine Scherze trugen, zu seinem Lobe sei es gesagt, nie den Stempel der Bosheit. Er vergrößerte in aller Stille sein Vermögen, führte ein schlichtes, bescheidenes Leben und lachte im Stillen über die Leute, die über seine Possen laut zu lachen pflegten und von denen sich so Viele die Flügel verbrannten, während er die seinen bis auf diesen Tag unversehrt zu bewahren gewußt hatte.

Er ging, wie gesagt, jeden Morgen aus, um nach Hofe zu reiten, und kehrte meistens erst spät in der Nacht nach Hause zurück. Selten geschah es, daß Jemand an dem Thore des „Narrenhauses“ klopfte und Einlaß begehrte. Fräulein Lotte,

des Hofnarren alte Beschließerin, war daher nicht wenig verwundert, als an einem schönen Herbstmorgen bei Anbruch des Tages an die Hausthür gepocht wurde.

Bei diesem ungewohnten Tone spitzte Meister Fröhlich, der noch nicht ganz angekleidet war, die Ohren. Er vermuthete, daß der König, der bis zum Morgen gezecht hatte, ihn durch einen Eilboten zu sich rufen lasse. Derselben Meinung war auch Fräulein Lotte, die durch das Schiebfensterchen der Hausthür einen Jüngling wahrgenommen, dessen Kleidung ihn als einen Edelmann vom Hofe kennzeichnete. Nachdem sie ihn mit forschendem Blick vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte, fragte sie ihn nach seinem Begehr.

„Ich wünschte Meister Fröhlich zu sprechen,“ lautete die Antwort.

„Kommt Ihr im Auftrage des Königs?“

Der Unbekannte schwieg.

Man war damals an geheimnißvolle Abenteuer und heimliche Botschaften so gewohnt, daß die alte Beschließerin sich keine weitere Frage zu stellen erlaubte, sondern den Jüngling unverzüglich zu der Zimmerthür ihres Herrn geleitete, der im Begriffe war, mit der größten Sorgfalt seine officielle Toilette zu beenden.

Ein Besuch oder das Erscheinen eines Boten war für Fröhlich etwas so Ungewohntes, daß er sich bei dem Geräusch der aufgehenden Thür mit unverkennbarer Neugier gegen dieselbe wandte, um sich alsdann dem Eintretenden mit tiefen Bücklingen zu nähern.

„Womit kann ich Euer Excellenz dienen?“ fragte Fröhlich, sich bis zur Erde neigend.

Der Besuch hatte nicht das Aussehen einer den Titel „Excellenz“ tragenden Persönlichkeit. Es war ein blasser, armselig aussehender junger Mensch, der, an der Schwelle stehen bleibend, seinen Hut in sichtlicher Verlegenheit in den Händen drehte.

„Ich beschwöre Euch, spottet meiner nicht, Meister Fröhlich," bat der Fremde in schüchternem Tone. „Ich bin ohnedies schon elend genug. Wenn in diesem Raum eine Excellenz weilt, so seid Ihr dieselbe, nicht ich."

„Was habt Ihr gesagt?" Fröhlich glaubte, er habe nicht recht gehört. „Ich, eine Excellenz? . . . Sollte Euch der König zu mir geschickt haben, um mich zum Besten . . ."

„Niemand sendet mich hierher," unterbrach der Jüngling den Hofnarren mit trauriger Stimme. „Ich komme von selbst, um Euch zu ersuchen, mir Audienz . . ."

„Ich soll eine Audienz ertheilen, ich?" rief lachend der Gaukler. „Donnerwetter, das ist etwas neues! Bin ich denn wach? Oder sollte ich etwa über Nacht zum Minister ernannt worden sein? . . . Warum nicht? Bei uns ist alles möglich! Die Minister fressen sich gegenseitig auf, bald wird es keinen mehr geben, und wir, Ihr und ich, haben dann Aussicht, die höchsten Würdenträger des Reiches zu werden. Ich füge mich drein! Nur erbitte ich mir das Finanz- und Accisenressort."

Fröhlich's Lustigkeit vermochte des Fremden umwölkte Stirne nicht aufzuheitern.

„Da Ihr eine Audienz wünscht," fuhr der Hofnarr mit komischem Ernste fort, „will ich sie Euch gewähren. Redet! Wir sind allein, Lotte ist mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt, der Hausknecht striegelt mein Roß, niemand wird uns stören. Fanget an, ich werde aufmerksam zuhören."

Er hatte sich während dieser Worte in einem Lehnstuhl nachlässig ausgestreckt, ein Bein über das andere geschlagen und dasselbe in eine pendelartige Bewegung gesetzt, um einen hohen, einen Bittsteller empfangenden Würdenträger nachzuahmen.

Der Fremde trat in die Mitte des Zimmers, ohne seine ernste, traurige Miene zu verändern.

„Mein Anliegen, Meister Fröhlich," begann er, „ist von Wichtigkeit . . ."

„Dann wendet Ihr Euch an den Unrechten, mein Bester!“

„O nein, Ihr seid mir wohl bekannt. Ich sehe Euch täglich bei Hofe und habe längst in Euerem Gesichte gelesen, daß Ihr ein braver Mann seid.“

„Paperlapapp! Wollt Ihr mich anpumpen? Daraus wird nichts, mein Werthester. Alles theile ich mit vollen Händen aus: Grüße, Rathschläge, Witze, mit Einem Worte, alles, was Ihr wollt, aber nur kein Geld. Erstens bin ich arm wie ein Bettler. Hat doch selbst der König kein Geld, wie könnte ich welches ...“

Der Jüngling unterbrach ihn: „Aber ich denke ja nicht daran, von Euch Geld zu entlehnen!“

„So!“ rief Fröhlich, erleichtert aufathmend. „Was zum Teufel wollt Ihr denn? Wollt Ihr irgend ein Kunststückchen von mir erlernen? Wollt Ihr wissen, wie man hundertundfünfzig Ellen Band aus einem Ei hervorzieht?“

„Auch das will ich nicht,“ erwiderte der Fremde.

„Ihr bewerbt Euch doch nicht um meine Protection?“

„Warum nicht? Ich habe keinen Gönner!“

„Und wer keinen Gönner hat, bewirbt sich auch um die Gunst eines Hofnarren!“ lachte der Alte. „Warum aber wendet Ihr Euch nicht an Schmiedel? Kreuzsakerlot! Der ist Baron und Kammercourier, der kann eher Rath schaffen. Aus Euerem Anzuge ersehe ich, daß Ihr dem Hofe angehört, Euerer Aussprache nach seid Ihr ein Ausländer. Das nimmt mich nicht Wunder. Bald wird man ja eine Laterne nehmen müssen, um einen Sachsen am sächsischen Hofe zu finden. Doch lassen wir das. Sagt mir, wer Ihr seid!“

„Ich bin Pole und nenne mich Raimund Zaklika.“

„Ein Pole? Dann seid Ihr auch von Adel. Das ist selbstverständlich! Nehmt daher Platz, mein edler Herr. Ich aber werde mich erheben, denn ich bin bürgerlich.“

„Ich bitte Euch, scherzet nicht, Meister Fröhlich," sagte Zaklika in flehendem Tone.

„Eher bisse ich mir die Zunge ab. Doch zur Sache! Meine Zeit ist werthvoll. Sagt mir also, edler Pole, was Euch fehlt. Seid Ihr krank? Ich bin kein Doctor."

Der arme Zaklika, den der Spott des Gauklers außer Fassung gebracht, schwieg eine Weile, wie um sich zu sammeln. Endlich sagte er:

„Erlaubt mir, Euch meine Geschichte in aller Kürze mitzutheilen. Der Zufall oder ein Verhängniß hat mich an diesen Hof gefesselt. Ich war so glücklich-unglücklich, mich mit dem Könige messen zu dürfen, die Hufeisen, welche er zu zerstücken vermag, konnte ich auch zerbrechen, gleich ihm hieb ich einem Rosse ...."

„Ich kenne Euere Geschichte," fiel Fröhlich ihm ins Wort, „und beneide Euch, aufrichtig gestanden, um Eueren Erfolg nicht. Wer war ... naiv genug, Euch den Rath zu ertheilen, Euere Kraft mit der August's des Starken zu messen? Es war doch sehr — welchen Ausdruck soll ich wählen? .... Gesteht selbst, es war doch ein sehr thörichter Einfall, solches zu wagen."

Zaklika senkte das Haupt und sagte nach einer Weile:

„Seit ich am Hofe verweile, freut mich das Leben nicht mehr, ja es widert mich an. Jedermann meidet mich; ich bin allein inmitten der zahlreichsten Gesellschaft, habe keine Freunde, keinen Gönner ..."

Der Hofnarr unterbrach den Jüngling wiederum. „Wenn Ihr mich zu Euerem Freunde, zu Euerem Gönner machen wollt, so wäre dieser Einfall jenes anderen würdig, welcher Euch dazu verleitet hat, Hufeisen in zwei Stücke zu brechen. Glaubt mir, mein Bester, auch wenn ich die Kraft hätte, einen Amboß zu zermalmen, ich bräche nicht einmal einen Strohhalm entzwei, aus Furcht, ich möchte mir dadurch gefährliche Neider an den

Hals schaffen. Meiner Treu, Ihr seid in ein schönes Fahrwasser gerathen!"

„Ich bin verloren," murmelte Zaklika. „Es will mir niemand mehr wohl . . ."

„Und Ihr seid obendrein noch ein Pole," rief Fröhlich, „das ist gegenwärtig ein wahres Unglück! Wagt hier doch Keiner mehr in Gegenwart des Königs von Euerem Vaterlande zu reden. Um die Wahrheit zu sagen, ich möchte nicht in Eueren Kleidern stecken, Verehrtester."

„Mir ist auch höchst unbehaglich zu Muthe," versetzte Zaklika. „Doch ich dachte mir, Meister Fröhlich wird sich Deiner annehmen und da kam ich zu Euch!"

Fröhlich trat an den Jüngling heran, fühlte ihm mit dem einem Arzte eigenen Ernste den Puls und sagte bedenklich den Kopf schüttelnd:

„Ich fürchte, es ist bei Euch im Oberstübchen nicht alles richtig."

„Das mag sein," antwortete Zaklika.

„Werdet Ihr mir endlich sagen, was Ihr eigentlich wünscht?"

„Ich möchte fort von hier, das heißt vom Hofe," versetzte der polnische Edelmann.

„Ist leicht zu bewerkstelligen! Spielt irgend einen dummen Streich und man wird Euch sofort auf dem Neumarkt einen schönen Galgen errichten, der Euch, ehe Ihr Euch's verseht, aus dieser Welt in eine andere befördert. Wollt Ihr Euere Sehnsucht auf diese Weise erfüllen?"

„In diesem Augenblick nicht," lautete die Antwort.

„Gesetzt, Ihr hättet Eueren Abschied, was finget Ihr mit Euerer Freiheit an? Wollt Ihr zurück nach Polen, um Euch mit den Bären zu unterhalten?"

„Nein, ich bliebe in Dresden," antwortete der Jüngling.

„Bah! Hat Euch denn irgend ein hübsches sächsisches Gesichtchen den Kopf verdreht?“

Zaklika erröthete.

„Nein,“ sagte er. „Ich möchte mich beschäftigen ... könnte ich nicht Stunden in der Fecht- und Reitkunst geben?“

„Leidet Ihr denn bei Hofe Hunger?“

„Nein, dort ist Ueberfluß an allem.“

„Wird Euch Euer Gehalt nicht ausbezahlt?“

„O ja!“

„Nun, was fehlt Euch dann?“

Zaklika wurde verlegen. „Man giebt mir nichts zu thun,“ stammelte er. „Ich bin bei Hofe nicht vonnöthen.“

„Mein lieber Zaklika, ich begreife Euch nicht. Ihr habt Euer gutes Auskommen und scheint von dem Wunsche beseelt zu sein, Noth zu leiden? ...“

„Was wollt Ihr, Meister, auch des Wohllebens kann man überdrüssig werden.“

„Wohl wahr, wohl wahr! ... Ich weiß aber noch immer nicht, was ich für Euch thun könnte.“

„Das sollt Ihr gleich vernehmen, Meister Fröhlich,“ sprach der Pole. „Ich stehe immer neben der Thür unter den Hofleuten. Es bedürfte nur eines Wörtchens von Eueren Lippen, um des Königs Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Dem König, der oft wunderliche Launen hat, könnte ...“

„Könnte die Lust anwandeln, Euch aufhängen zu lassen,“ fiel Fröhlich ein.

„Ihr würdet es nicht gestatten, Ihr würdet mich retten,“ meinte Zaklika.

Meister Fröhlich schob seinen Hut etwas seitwärts, was ihm ein gar unternehmendes Aussehen gab, steckte die Hände in seine Taschen und durchmaß sein Zimmer mit langen Schritten.

„Donnerwetter!“ rief er, „ich merke heute zum erstenmale, daß ich eine einflußreiche Persönlichkeit bin. Man kommt zu mir, um mich um Hilfe, um Protection anzuflehen! Junger Mann — für Euch will ich mich aus Dankbarkeit verwenden, denn Ihr habt mir die Augen geöffnet. Es heißt, Kyau werde zum Statthalter der Festung Königstein ernannt werden; wäre es da erstaunlich, wenn man mich zum Hofprediger oder gar zum Rath im Consistorium machte? Wahrlich, in mir regt sich der Ehrgeiz!“ ... Hier warf sich der alte Mann in einen Lehnsessel und lachte hellauf ... „Hol' mich der Teufel, wenn die Welt nicht auf dem Kopfe steht! Das Scepter ist in den Händen der Narren, um deren Gunst sich polnische Edelleute bewerben, und die Schweden, diese Häringfresser, schlagen die Sachsen aufs Haupt!“

Nach diesen Worten schlug Fröhlich wiederholt in die Hände. In Folge dessen erschien Fräulein Lotte mit dem Frühstück ihres Herrn in der Thür. Dieser winkte Zaklika, er möge schweigen, und entließ ihn alsdann nach Art der Minister mit einer steifen Verbeugung.

Der junge Edelmann warf dem Hofnarren noch einen traurigen Blick zu und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer.

Der Gedanke, nach der Gunst eines Hofnarren zu streben, war unstreitig ein seltsamer. Die Verzweiflung hatte Zaklika zu diesem Schritte vermocht. Das Hofleben langweilte ihn entsetzlich, die Statistenrolle, welche er spielte, kam ihm so verächtlich vor; er sehnte sich nach Beschäftigung, nach Arbeit, dabei beseelte ihn aber auch der Wunsch, sich dem Dienste der Frau von Cosel weihen zu dürfen, deren Anblick allein ihn hoch beglückte.

Die Neigung, welche Zaklika zu der Geliebten des Königs hegte, gehörte zu jenen Empfindungen, denen man nur mehr selten begegnet. Er hatte nur Einen Wunsch, und der bestand

darin, die geliebte Frau zu sehen, wie ein Freund über sie zu wachen, ihr unsichtbarer Beschützer zu sein. Er sagte sich, daß sie als Freundin des Königs zahlreiche, erbitterte Feinde und Neider haben müsse, und so besorgt war er um ihre Wohlfahrt, daß er sich mit dem Plane trug, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr in selbstvergessener Opferwilligkeit sein Leben zu weihen.

Zaklika's Wesen war eigenthümlich. Hatte er sich im Anfang seinen Gefühlen auch willenlos hingegeben, so war er doch später mit männlichem Muthe bemüht gewesen, seine hoffnungslose Leidenschaft zu bekämpfen. Doch es gelang ihm nicht, die unselige Neigung zu der schönen Gräfin zu ersticken. Er sehnte sich nach den Zeiten zurück, da sie in Laubegast weilte, in jenem romantischen Parke, den er jetzt, wo er „seine Königin" nur mehr selten sah, als ein verlorenes Paradies betrachtete. Wenn sich Frau von Cosel auf ihr Pferd schwang, oder in ihre Carrosse stieg, um mit dem König einen Ausflug zu unternehmen, erblickte der verliebte Jüngling ihr Antlitz nur flüchtig. Im Theater durfte er sie stundenlang betrachten. Doch es wurde ihm nur selten verstattet, das Theater zu besuchen. Uebrigens erfüllte ihn nicht allein die Sehnsucht, sich an ihrem Anblick zu weiden, sondern, wie gesagt, auch die, ihr zu dienen, ihr von Nutzen zu sein. Das war das Ziel, welches Zaklika sich vorgesteckt hatte, und um es zu erreichen, wäre er vor keinem Opfer zurückgeschreckt, hätte er alle Hofnarren der Welt um ihre Protection gebeten, wäre er bereit gewesen, die schwersten Prüfungen und Demüthigungen zu erdulden.

Kein Wunder war es, daß dieser Jüngling eine Frau so heftig liebte, die als Ideal der Schönheit gelten konnte; was aber dem Leser nicht so natürlich erscheinen dürfte, ist, daß die stolze, gestrenge Gräfin, die reizende, glückliche Cosel, zu deren Füßen der König sammt seinem Hofstaate lag, daß dieses von Liebe und Weihrauch berauschte Weib zuweilen im Stillen sich

fragte, was wohl aus jenem Thoren geworden sein mochte, der sich wiederholt dem Ertrinken in der Elbe ausgesetzt hatte, nur um ihrer ansichtig zu werden. Ihre Augen suchten ihn öfters unter der Schaar der Höflinge. Was für ein Gefühl veranlaßte sie hierzu? War es Mitleid? Wir glauben es. Indes ist diese Empfindung nur selten Denjenigen eigen, welche von dem ambrosischen Kelche des Lebens in vollen Zügen trinken. Die hochmüthige Cosel war kein gemüthvolles Wesen. Leidenschaftlich, energisch, wie sie war, überkam sie selten eine Regung von Mitleid. Die Demuth, die Ausdauer, die Anspruchslosigkeit Zaklika's hatten sie indes gerührt. Die ihrer Schönheit dargebrachte Huldigung schmeichelte ihrer Eitelkeit und sie lächelte, wenn sie seiner Liebe gedachte, und ließ gegen niemanden ein Wort darüber fallen.

Doch ist es an der Zeit, uns wieder um König August zu bekümmern.

Derjenige gäbe sich einer großen Täuschung hin, welcher dächte, daß der unter dem Zauber einer neuen Liebe stehende August-Apollo dem göttlichen Bacchus nicht mehr wie früher huldigte. Wie sehr August auch in seine schöne Cosel verliebt war, so versammelte er doch seine Vertrauten nach wie vor zu nächtlichen Orgien, denen er wie ehedem vorzusitzen pflegte. Es geschah dies aus zwei Gründen: einmal, weil er seinen Günstlingen, sobald sie betrunken waren, so manche Geheimnisse zu entlocken pflegte, die er auf anderem Wege nicht erfahren zu können glaubte, und dann weil es ihm schon zum Bedürfniß geworden war, sich in wüster Gesellschaft die Nächte zu verkürzen.

Seit König August sich der Gegenliebe seiner theueren Cosel erfreute, war er immer bei heiterster Laune. Er hatte keinen anderen Gedanken als den, seine neue Liebste mit wahrhaft königlicher Pracht zu umgeben, ihr Leben mit allem zu verschönern, was der Luxus, die Sinnesgenüsse zu bieten vermögen.

Graf Hoym war noch immer Accisor und Finanzminister. Sein großmüthiger Gebieter, dem er insoferne unentbehrlich war, als er die Kunst besaß, die Geldbedürfnisse des Königs immer wieder zu decken, hatte die Thränen, die ihm wegen der treulosen Gattin in den Augen standen, mit einem Geschenke von fünfzigtausend Thalern getrocknet und ihm zudem noch erlaubt, sich nach wie vor an den nächtlichen Bacchanalien im Schlosse zu betheiligen.

Graf Hoym war geradezu ein Meister in der Kunst, Geld aus einem verarmten, zu Grunde gerichteten Lande zu pressen. Er wußte immer und immer neue Einnahmsquellen zu entdecken, neue Steuern einzuführen, um Geld zu schaffen. König August aber belohnte Diejenigen, welche seine Casse füllten, immer reichlich; diese Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen.

Da aber auch der gewandteste Mensch nicht alles voraussehen kann, kam es bei der grenzenlosen Verschwendung August's häufig vor, daß die Staatscasse leer war. In solchen Fällen griff man zu den äußersten Mitteln, zuweilen auch zur Gewaltthat. Der Großkanzler Beichling, dessen Sturz politische Gründe bewirkt haben sollten, war ein Opfer dieses finanziellen Systems gewesen. Man hatte den König glauben gemacht, daß er in den Besitz ungemessener Reichthümer gelangen würde, wenn er den Großkanzler als Hochverräther verhaften ließe und sich seiner Habe bemächtigte. Es geschah. Doch dem König fielen außer einigen Gütern nur der Palast in der Pirnaischen Straße, den bekanntlich die Fürstin Teschen später erhielt, und eine halbe Million Thaler zu, welche Beichling ihm geliehen hatte und die er nun nicht zurückzuerstatten brauchte. In den Rest, das ist in eine und eine halbe Million Thaler, theilten sich die Feinde Beichling's: Fürstenberg, Pflug und vermuthlich auch Flemming.

Wie enttäuscht der König, der auf unermeßliche Reichthümer rechnete, darüber war, läßt sich denken.

Es ist wohl hier am Platze, eines anderen Wahnes von König August zu gedenken. Wie fast alle Fürsten jener Zeit, glaubte auch August der Starke an die Alchymie, an die vermeintliche Kunst, unedle Metalle in edle zu verwandeln. Seine Vertrauten waren eifrig bemüht gewesen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß er dereinst in den Besitz des großen Geheimnisses gelangen würde und sich alsdann so viel Gold, als er nur wollte, brauen lassen könnte. Und es war ihnen gelungen, diese eitle Hoffnung in ihm zu erwecken.

Während der Regierung August's des Starken gab es am Dresdener Hofe Zeiten, wo jedermann mit der Alchymie beschäftigt war, wo niemand einen anderen Gedanken hatte als den, Gold zu machen. Alle hatten Laboratorien, Schmelztiegel, Tincturen. Bei Fürstenberg trafen die Eifrigsten zusammen, um über das große Magisterium und Diejenigen, welche für Adepten galten, zu debattiren.

Ohne Zweifel würde August den Geldbeschaffer Beichling an seiner Seite behalten haben, statt ihn auf den Königstein zu setzen, wenn Fürstenberg dem König nicht feierlichst versprochen hätte, einen berühmten Alchymisten herbeizuschaffen, dessen Bekanntschaft er (Fürstenberg) gemacht und der ihm durch seine Kunst mehr Gold liefern könne, als der Kanzler aus dem ganzen Lande zu erpressen vermöchte.

Der berühmte Alchymist, den Fürstenberg meinte, war ein einfacher Apotheker aus Berlin, der in der Folge bewies, daß er kein Gold zu machen verstehe, wohl aber das Talent, solches zu vergeuden, in hohem Grade besitze. Wir wollen die Geschichte dieses seltsamen Mannes mit wenigen Worten erzählen.

Johann Friedrich Böttcher, in Schleiz geboren, war einige Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung in Berlin, wie gesagt, Apotheker und verkaufte als solcher eine gewisse Tinctur, die er nach einigen Biographen selbst hergestellt, nach anderen

von einem Abenteurer, Namens Laskaris, dem Archimandriten eines griechischen Klosters zu Mytilene, erhalten haben soll.

Als König Friedrich I. von Preußen die Existenz des Goldmachers erfuhr, gab er den Befehl, daß man den unschätzbaren Vogel einfange, um ihn zu zähmen und sich seines Geheimnisses zu bemächtigen. Böttcher aber entkam aus Berlin. Es gelang ihm, die sächsische Grenze zu erreichen. Von Seiten des preußischen Königs wurde zwar die Auslieferung des Alchymisten gefordert. August der Starke aber, der noch dringender Geld benöthigte als Friedrich I., hielt es für klüger, den Flüchtling ergreifen und nach Dresden bringen zu lassen.

Hier wurde Böttcher gefeiert, verhätschelt, mit Gunstbezeigungen und Versprechungen überhäuft und zugleich streng bewacht, damit er nicht entkomme. König August glaubte in allem Ernste, daß er eine unerschöpfliche Goldgrube gefunden. Beichling wurde gestürzt. . . . Das war alles, was die Tinctur zu Stande brachte.

Während seines Aufenthaltes in Warschau ließ sich August allerlei chemische Präparate aus Dresden kommen, um Gold damit zu machen. Da die Reinheit des Körpers und der Seele bei der Probe nicht ohne Einfluß war, pflegte der König zu jener Zeit täglich zu beichten. Stundenlang stand er über seinen Schmelztiegel gebeugt und erwartete die Verwandlung der Masse mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Endlich stieß ein Hund das Glas um, das den Mercur enthielt, welchen Fürstenberg für den König von Böttcher erhalten hatte, und der von ganz besonderer Beschaffenheit sein sollte. Fürstenberg brachte ein Fläschchen voll Warschauer Mercur, welcher den des Alchymisten ersetzen sollte, allein der Tingirversuch, den König August mit demselben anstellte, mißlang gänzlich. Es hieß natürlich, daß nicht der König, sondern vielmehr das ungeschickte Thier, welches das Glas mit dem

Mercur umgeworfen hatte, Schuld an dem Mißerfolg sei. Indes war auch Böttcher nicht glücklicher gewesen. Fürstenberg feuerte ihn beständig an; er mußte bald in seinem Hause, bald im Schlosse oder auf dem Königstein Proben anstellen. Wie sehr man ihn aber auch verzärtelte, ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte — Böttcher, der Undankbare, fand die ersehnte Tinctur nicht, brachte es nicht zu Stande, unedle Metalle in Gold zu verwandeln.

Dieser bedauernswerthe gefangene Alchymist, der Schmelztiegel, in welchem Gold in Hülle und Fülle entstehen sollte, auf daß der König es mit vollen Händen vergeuden könne, dieser König, der nach abgelegter Beichte stundenlang der Scheidekunst oblag, um am Abend bei einer Maitresse von der Arbeit auszuruhen — das sind die charakteristischen Merkmale jenes ebenso gläubigen als skeptischen Jahrhunderts.

Böttcher, mit dem der König während seines Aufenthaltes in Warschau einen vertraulichen Briefwechsel unterhielt, lebte indes während seiner Gefangenschaft in Herrlichkeit und Freuden. Er gab Bälle, Concerte, Gastmahle. In der Zeit von kaum drei Jahren kostete er dem König vierzigtausend Thaler.

Als Frau von Cosel die Fürstin Teschen verdrängte, wohnte der berühmte Alchymist noch immer im königlichen Schlosse als Gefangener. Es hieß, er werde nun bald das Zauberwort aussprechen, das die längst ersehnte Verwandlung des unedlen Metalles in edles Gold bewerkstelligen müsse. Alle sahen dem großen Augenblicke mit Spannung entgegen; niemand zweifelte an dem Erfolge des angekündigten Schlußexperiments.

Böttcher machte seltsamerweise zur Bedingung, „daß dieses Gold nicht zu nichtigen Zwecken, sündlichen Handlungen, Mißbräuchen, unnöthigen und unbilligen Kriegen und dergleichen sündlichen Werken verwendet werden solle; auch dürfe, wer das Arcan besitze, nie einem Herrn dienen, der im Rufe eines Sünders

stehe, öffentlichen und schändlichen Ehebruch, unschuldiges Blutvergießen treibe."

Aus diesen weisen Bedingungen erhellt, daß der kluge Scheidekünstler sein Gewissen mit Gott und den Menschen ins Reine bringen wollte, ohne seinem Rufe als berühmter Alchymist zu schaden.

An demselben Tage, da Zaklika den Meister Fröhlich aufgesucht hatte, um ihn zu bitten, er möge sich bei dem König für ihn verwenden, ließ König August den Hofnarren in den Salon der Gräfin Cosel kommen und befahl ihm, die Gesellschaft, welche daselbst versammelt war, mit seinen Possen zu unterhalten.

Der König, die schöne Anna, Fürstenberg, Vitzthum, dessen Gattin und die Damen Reuß und Hülchen, sowie die übrigen Günstlinge waren Alle in bester Laune .... Fröhlich trat in ihre Mitte, und nachdem er die hohe Gesellschaft lustig begrüßt, brachte er mit komischem Ernste einen Schmelztiegel herbei, stellte diesen auf einen Dreifuß, zündete darunter ein Feuer an und trieb unter vielen Kniebeugungen allerlei Hocuspocus. Endlich richtete er sich in die Höhe und wies mit einer drolligen Geberde der Enttäuschung auf den Inhalt des Alchymistentiegels. Er enthielt — ein Häuflein Unrath.

Alle lachten, mit Ausnahme des Königs, dessen Stirne sich verfinstert hatte. Anna, welche von Böttcher schon öfters reden gehört hatte, bat den König mit halblauter Stimme um einige Aufklärungen bezüglich des Alchymisten, Aufklärungen, welche August gar gern nicht ertheilt hätte, um seinen Glauben an die Alchymie nicht eingestehen zu müssen, in welchem indes selbst gelehrte Männer dazumal befangen waren.

„Fröhlich ist es gestattet, alles zu persifliren," sagte der König, „er darf sich sogar über einen ernsten Gegenstand, über das Goldlaboriren, lustig machen. Ich aber lache nicht darüber. Der Mann, welcher der Inhaber des großen Geheimnisses ist,

hat uns dasselbe noch nicht enthüllen wollen. Fast wäre er uns neulich entkommen; er stand schon auf kaiserlichem Grund und Boden und es kostete uns viel Mühe, ihn wieder einzufangen. Schließlich wird er doch zur Einsicht kommen, daß es seine Pflicht ist, uns zu gehorchen. Er ist jetzt in gutem Gewahrsam. . . ."

Meister Fröhlich, der dem armen Zaklika helfen wollte, unterbrach den König mit den Worten: „So lange als den Goldmacher nicht ein Mann bewacht, der ihm an Kraft überlegen ist, werden wir immer befürchten müssen, daß er uns entwische. Nur Einer auf Erden ist aber mit der hierzu erforderlichen Kraft begabt, und der heißt: August der Starke, König von Sachsen."

„Du irrst, guter Fröhlich," sagte der König, „an meinem Hofe lebt ein Mensch, der sich mit mir messen kann."

„Ist's möglich!" rief der Hofnarr mit erheucheltem Staunen.

Auf diese Weise rief Meister Fröhlich den polnischen Jüngling, scheinbar absichtslos, dem König ins Gedächtniß.

Dieser ließ den jungen Mann am folgenden Tage vor sich rufen.

Zaklika benutzte die Gelegenheit, um den König kniefällig zu bitten, er möge ihn in Gnaden entlassen. Allein August schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich kann Dir den Abschied nicht geben, weil ich Deiner Dienste bedarf. Dein König besitzt einen kostbaren Schatz und diesen will er unter den Schutz Deines kräftigen Armes, Deiner Redlichkeit stellen. Du stehst fortan im Dienste der Frau von Cosel, Zaklika! Sie sollst Du beschirmen, ihr überallhin folgen, damit kein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt werde, sie mußt Du im Nothfall mit eigener Lebensgefahr vertheidigen."

Zaklika wußte nicht, wie ihm geschah. Eine tiefe Röthe bedeckte sein Antlitz, während er in sichtlicher Verlegenheit sich vor dem König verbeugte.

Frau von Cosel aber war nicht wenig darüber verwundert, als sie Raimund Zaklika unter ihrem Gefolge erblickte; sie erröthete, ärgerte sich im Stillen, schwieg aber, als man ihr auf ihre Nachfrage mittheilte, daß der polnische Edelmann vom König selbst ihrem Hause zugewiesen worden sei. Dies bestätigte August am Abend desselben Tages .... Der schönen Frau schwebte ihr Abenteuer mit Zaklika auf den Lippen. Doch sie schwieg, ohne zu wissen warum, und Zaklika verblieb in ihrem Dienste.

Wenige Tage später begegnete er auf der Straße dem Hofnarren, der sich wegen des mißlungenen Versuches, ihm zu nützen, mit verlegener Miene entschuldigte.

„Um des Himmels willen, denkt nicht mehr daran!“ rief der junge Mann. „Lasset mich, wo ich bin!“

---

## 9.

## Heimsuchungen.

Wer hätte bei all den leichtfertigen Vergnügungen und nichtigen Cabalen, mit welchen sich der Dresdener Hof ergötzte und beschäftigte, vermuthen können, daß sich nebenher auch ein politisches Drama abspielte, an welchem König August in für ihn verhängnißvoller Weise betheiligt war? Während das schwedische Heer Polen mit Krieg überzog und Karl XII. Sieg auf Sieg erfocht, tröstete sich August auf schwankendem Throne mit der Liebe über die erlittenen Niederlagen. Waren ja doch die schwarzen Augen der nunmehr zur Reichsgräfin erhobenen

Cosel die süßeste Entschädigung für alles Unglück, welches August-Apollo traf!

Unter Vergnügungen, Festen, Orgien stürzten die Fundamente zweier Reiche nach und nach zusammen, ohne daß sich die Blicke August's umdüstert, seine herkulischen Schultern unter der Wucht dieses zweifachen Schlages gebeugt hätten. Sachsen klammerte sich vergeblich an den Fortbesitz Polens an und jeden Tag gewann es mehr den Anschein, daß es schließlich werde preisgegeben werden müssen.

Maskeraden und Bälle fanden zwischen zwei Schlachten statt. Wenn der König nach einer Niederlage in Dresden eintraf, suchte er in dem tollen Wirbel der Hoflustbarkeiten sich zu betäuben, um die erlittenen Verluste und Demüthigungen zu vergessen.

Bei den rauschenden Klängen heiterer Tanzweisen erhielten Minister und Gesandte die Weisung, aufs neue, wenn auch vergebens, Hilfe und Verbündete zu suchen.

Höher als die physische Kraft des sächsischen Herkules ist seine moralische anzuschlagen, welche es ihm möglich machte, eine so schwere Heimsuchung mit einem Lächeln auf den Lippen, mit dem Becher voll Wein in der Hand zu ertragen. Vom Schlachtfelde flog er in die Arme der Gräfin Cosel, von diesen eilte er in sein Arbeitscabinet, wo geheime Depeschen ohne Unterbrechung sich kreuzten. Am Abend aber wurde getanzt, in der Nacht getrunken und des anderen Morgens wieder gefochten... Es bedurfte wirklich einer eisernen Natur, um dieses rast- und ruhelose Leben auf die Dauer zu führen.

Was die schöne Cosel betrifft, so hatte es den Anschein, als werde sie sich länger als alle ihre Vorgängerinnen in der Gunst August's zu behaupten wissen. Kraft des ihr vom König gegebenen Eheversprechens betrachtete sie sich als die zweite, rechtmäßige Gattin August's und gab dies in ihrem Gebaren deutlich

zu erkennen. Auf Reisen, im Kriege, inmitten der Gefahr war die Gräfin an des Königs Seite. Nichts flößte ihr Furcht ein, sie folgte ihm überall hin.

Sie hatte August gar bald durchschaut; es war ihr nicht entgangen, daß sie bereits erbitterte Feinde hatte. Um diese kümmerte sie sich nicht und der Wankelmuth August's machte ihr keine Sorge. Mit seltener Geistesgegenwart, feinem Takt und kindlichem Frohsinn begabt, wußte sie den leichtfertigen Mann zu beschäftigen, zu zerstreuen und zu lenken, so daß ihr Einfluß geradezu allvermögend wurde und Jede und Jeder schließlich einsehen mußte, daß ein Kampf gegen die Gräfin Cosel nur mit der Niederlage ihrer Gegner endigen könne, an einen solchen also gar nicht zu denken war, wenigstens für den Augenblick nicht mit offenem Visir. Wenn der wankelmüthige König von den durch seine Höflinge ihm gewandt in den Weg gelegten verbotenen Früchten naschte, wenn seine Liebe im Begriffe war, zu erkalten, so brauchte die schöne Cosel nur zu erscheinen, um sein Herz von neuem für sie zu entflammen, ihn alle übrigen Frauen vergessen zu machen. Das Glück hatte ihrer Schönheit einen neuen Zauber verliehen. Die Frauen suchten vergebens in ihren Zügen einen Fehler, eine Veränderung zu entdecken, aus der sie die Hoffnung hätten schöpfen können, daß sie auf dem Wege sei, an Schönheit abzunehmen. Die glückliche Cosel schien im Gegentheil mit jedem Tage schöner zu werden.

Ein Jahr war vergangen und noch war der Himmel ihres Glückes von keinem Wölkchen getrübt worden. König August hatte einen herrlichen Palast für seine Geliebte aufführen lassen. Dieser Bau, ein wahres Meisterwerk, hieß das „Palais der vier Jahreszeiten“ und bestand in Folge der sinnreichen Anordnung eines geschickten Architekten aus vier verschiedenen Appartements, deren Gemächer den Bedürfnissen der verschiedenen Jahreszeiten entsprachen. Die Sommerwohnung war luftig, in ihren Räumen

herrschte angenehmes Halbdunkel; das Winterappartement hingegen wohlverwahrt und geschlossen, damit kein rauhes Lüftchen in die lichten, mit moosweichen Teppichen belegten Zimmer eindringen könne. Die Wände, die Decken, die Möbel strotzten von Gold, Sammt und Seide, in allen Ecken und Enden standen chinesische Vasen — mit Einem Worte, alles Schöne, Kostbare, Bequeme, was die Welt zu bieten vermochte, war in diesem einzigen Palaste vereint.

Dem Heere wurde der Sold nicht ausbezahlt, dafür hatte aber die Favoritin des Königs ein fabelhaft prächtiges Palais.

Es war mit einem geradezu feenhaften Balle eingeweiht worden, den die von Diamanten blitzende, königlich schöne Cosel mit demjenigen Manne eröffnet hatte, welchen sie leise ihren Gemahl nannte. Alle waren bezaubert gewesen von der hinreißenden Anmuth der jungen Frau, von ihrer majestätischen Haltung, ihrem würdevollen Wesen, ihren räthselhaften, dunklen Augen.

Gräfin Cosel erregte unter Fremden und Einheimischen immer mehr und mehr Bewunderung. Endlich begann die Geistlichkeit, theils auf Anregung einer aus Unzufriedenen gebildeten Partei am Hofe, theils aus aufrichtiger Entrüstung über das so offen zur Schau getragene Verhältniß des Königs zu der Gräfin, von der Kanzel aus die moderne Bethsabe zu schmähen; ja, Gerber, ein damals berühmter Prediger, gab eines Tages eine Beschreibung der zweiten Bethsabe zum Besten, und diese Schilderung verrieth deutlich genug, daß von der Geliebten August des Starken die Rede sei. Es erhob sich in der Gemeinde ein lautes Murmeln und Flüstern und der Name Cosel ging von Mund zu Mund.

An jenem Tage wurde in Dresden nur von Cosel-Bethsabe gesprochen. Die Gräfin erfuhr es und war darüber entrüstet.

Als der König in bester Laune in ihr Zimmer trat, fand er sie in Thränen aufgelöst.

„Was fehlt meiner holden Königin?“ fragte er, der Gräfin Rechte erfassend und sie zwischen seinen Händen gefangen haltend.

„Gerechtigkeit, mein König, Gerechtigkeit!“ rief die schöne Frau. Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme und sie fuhr in schmerzerfülltem Tone fort: „Ihr sagt, daß Ihr mich liebt, Sire! ... Ach, wenn das wahr wäre, würde man es nicht wagen, mich zu beschimpfen. Gehörte Euer Herz wirklich mir, so dürfte Solches nicht ungestraft geschehen!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte besorgt der König.

Gräfin Cosel beantwortete diese Frage nicht, sondern rief erregt: „Gerber muß bestraft werden, exemplarisch bestraft werden. Das wird die Verwegenen, denen nicht einmal die Krone heilig ist, einschüchtern!“ Hier warf sie sich August zu Füßen und fuhr fort: „O, mein König, dieser Gerber hat es gewagt, mich die Bethsabe Sachsens zu nennen!“

August lächelte.

„Es ist ein unverdienter Schimpf!“ rief zornig die Gräfin, „Ich bin keine Bethsabe, ich bin die Gemahlin meines Königs! O, bestrafe den Nichtswürdigen, bestrafe ihn!“

Dabei umschlang Anna die Knie des Königs, schmiegte sich an ihn und schluchzte laut. August schien sich die Sache nicht besonders zu Herzen zu nehmen, denn er erwiderte ziemlich trocken:

„Jeder Priester hat einmal in der Woche einen Ort und eine Stunde, wo er sagen kann, was er will. Dagegen vermag ich nichts zu thun. Wenn aber irgend einer von den geistlichen Herren so vermessen wäre, außerhalb der Kirche unziemende Worte gegen Dich fallen zu lassen, so würde ich ihn festnehmen lassen. Heute habe ich nicht das Recht, Gerber zu bestrafen. Es

schützen ihn die Kirchenmauern, innerhalb welcher jene Worte, die Dich beleidigten, ausgesprochen wurden."

Der Vorfall wurde nicht weiter besprochen. Gerber blieb ungestraft, indessen griff er die Gräfin nicht wieder an und der Name „Cosel-Bethsabe" gerieth in Vergessenheit . . .

Es war doch gewissermaßen eine Ironie des Schicksals, daß Karl XII., dieser Barbar mit dem Tituskopf und den hohen Stulpstiefeln, daß dieser strenge, unbeugsame Soldat dazu ausersehen war, den schönen August-Apollo, den König mit der sammtenen Tracht, dem kostbaren Jabot und dem goldenen Cüraß, zu besiegen, zu demüthigen. Was man sich von den Schweden erzählte, grenzte an das Fabelhafte. August hörte zu und schwieg. Die sächsischen Soldaten, welche durch Zwangsaushebungen zusammengebracht worden waren, desertirten massenweise und ergriffen die Flucht, sobald sie des Feindes ansichtig wurden.

In Polen erblaßte August's Stern immer mehr und mehr trotz aller Bemühungen der für seine Sache Kämpfenden, zu denen sich Flemming, Prebendowski und Dombski zählten. Die Mission der zu dem Schwedenkönig abgesandten Gräfin von Königsmark, der einstigen Geliebten August's, blieb erfolglos. Karl XII. hatte ihr nicht einmal Gehör geschenkt.

Das Glück war August dem Starken entschieden abhold. Alle seine Hoffnungen schlugen fehl. Sein Alchymist vermochte noch immer nicht das heißersehnte Gold herzuzaubern, sein Finanzminister konnte nirgends mehr Geld auftreiben und seine geliebte Cosel gab ungeheuere Summen aus. Seine Unterthanen flüchteten vor den Zwangswerbern in die Berge und zogen in Schaaren verwüstend im Lande umher; der Adel wollte sich nicht ausplündern lassen und die Prediger donnerten von der Kanzel gegen die Räuberei der Fahnenflüchtigen und Abtrünnigen, gegen die Gewaltthaten der königlichen Beamten.

Daß August da zuweilen Anflüge von übler Laune hatte, läßt sich begreifen. Es waren aber zum Glück nur Anflüge. Ein Lächeln der Cosel vermochte die umdüsterte Stirne des bedrängten Monarchen aufzuheitern ... Und wenn Abends das Orchester im „Palais der vier Jahreszeiten“ die Quadrille der „vier Welttheile“ aufspielte, wurde Asien durch August und Anna in märchenhaft prächtigem Costüme dargestellt.

Es waren also mehrere Jahre vergangen; während derselben hatte jener furchtbare Kampf fortgewüthet, war das Glück nicht müde geworden, August den Starken zu verfolgen. Der König aber hatte sich nicht verändert; Schlachten, Niederlagen, Bälle, Jagden, Maskeraden folgten einander noch immer in bunter Wechselfolge. Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß Karl XII. mit seinem Heere in Sachsen eingedrungen sei. Ein panischer Schrecken erfaßte alle Gemüther, alle Lustbarkeit hörte mit einemmale auf.

Nach der Schlacht bei Fraustadt, welche die Sachsen gewohntermaßen verloren hatten, wimmelte es überall von Fahnenflüchtigen; sie wurden zu Dutzenden aufgehenkt, weil sie ihre Pflicht nicht gethan hatten.

Karl XII. war am 1. September über die Oder gegangen und stand als Feind des Reiches in Sachsen. Die Bewohner der Ortschaften und Dörfer, durch welche die Schweden ziehen sollten, hatten von Seite der sächsischen Behörden den Befehl erhalten, sich und ihre Habe in den Bergen Böhmens und Schlesiens in Sicherheit zu bringen. Es war aber schon zu spät. An der Spitze seiner zwanzigtausend Soldaten zog Karl XII. durch das Land, indem er den Bewohnern desselben vollständige Sicherheit für ihre Person und ihre Güter versprach und sie aufforderte, sich seinem Schutze anzuvertrauen. An einen Widerstand war nicht zu denken. Die Schweden verbreiteten sich über das ganze Land und lasteten schwer auf dem sächsischen Volke.

Ein Häuflein sächsischer Soldaten, das den Rest der Armee Schulenburg's bildete, flüchtete, vom Feinde verfolgt, nach Würzburg.

Dresden, welches vom Hofe verlassen worden war, versuchte dem Feinde zu widerstehen, in Leipzig aber wurde in Folge der Versprechungen des Schwedenkönigs, Hab und Gut und Leben der Einwohner zu schützen, die Herbstmesse eröffnet.

Nachdem sich Karl XII. über das Abgabensystem in Sachsen unterrichtet, legte er dem Lande schwere Kriegssteuern auf.

Während Imhoff und Pfingsten bei Altranstädt, wo sich das Lager der Schweden befand, mit Karl einen Waffenstillstand mit nachfolgendem Frieden abschlossen, fuhr König August seltsamerweise zu kämpfen fort und schlug den schwedischen General Marderfeld bei Kalisch in Polen. Er entschuldigte sich später gegenüber dem Schweden damit, daß er behauptete, Imhoff und Pfingsten hätten ihre Vollmacht überschritten, und ließ, um seine Ehre zu retten, Beide in den Kerker werfen.

Schließlich mußte sich August aber doch den harten Bedingungen des im September 1706 abgeschlossenen schimpflichen Friedens von Altranstädt fügen. Daß er auch in die Auslieferung Patkul's, der die Seele der Pläne gegen Schweden gewesen, einwilligte, wurde allgemein bitter getadelt. Auch war er sich bewußt, daß er damit eine schändliche That begangen, und fühlte, um welch hohen Preis er den Frieden erkauft hatte.

Zur Ratification des besagten Altranstädter Friedens ging August nach Sachsen zurück.

Gräfin Cosel aber befand sich schon von neuem in Dresden. In den ersten Zeiten des so unglücklichen Feldzuges war sie ihrem König überallhin gefolgt, hatte alle Mühen und Beschwerden des Soldatenlebens mit ihm getheilt, ja sie war von dem Wunsche beseelt gewesen, sich als Mann zu verkleiden und an August's Seite zu kämpfen. Der König aber hatte dies nicht

gestattet; er sagte, daß von den zwei Dingen, welche ihm die liebsten auf Erden seien, nämlich seine Cosel und seine Krone, er sich wenigstens Eines erhalten wolle und seine theuere Geliebte daher keiner Gefahr aussetzen dürfe. Hierauf hatte Zaklika den Befehl erhalten, die Gräfin nach Dresden zurückzugeleiten. Während der Reise schloß der junge Pole, aus Furcht, es möchte dem ihn anvertrauten Schatze ein Leids widerfahren, kein Auge, nicht weil ihm sein König eingeschärft hatte, die Gräfin wie seinen Augapfel zu hüten, sondern weil ihm sein Herz gebot, über die geliebte Frau wie ein Schutzengel zu wachen.

Die schöne Gräfin würdigte ihn während der Reise fast keines Blickes. Leidend und traurig kehrte sie nach der Hauptstadt zurück. Dort angelangt, ergriff sie mit ihren weißen Händen die Zügel der Regierung und herrschte als Königin, ohne sich im mindesten um Fürstenberg und die Minister zu kümmern, die König August mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut hatte. Dies vermehrte natürlich die ohnehin nicht geringe Zahl ihrer Feinde.

Gräfin Cosel's erste Freundinnen, die bekanntlich erwartet hatten, daß sich die junge, weltfremde Frau von ihnen als blindes Werkzeug gebrauchen lassen würde, waren in ihren Hoffnungen aufs bitterste enttäuscht worden, indem Anna unmittelbar nach ihrer sogenannten Erhebung sich jede Einmischung in ihre Angelegenheiten von Seiten der Gräfin Reuß, des Fräuleins Hülchen und sogar des Vitzthum'schen Ehepaares verbat und sich aufs entschiedenste weigerte, den Rathschlägen und Winken dieser nach Macht und Einfluß strebenden Coterie Folge zu leisten — ein Act der Selbstständigkeit, der den gesammten Hof mit Schrecken erfüllte und der Gräfin Cosel die Feindschaft der Reuß-Fürstenberg'schen Partei zuzog.

Im Kriege wie im Frieden blieb sich August immer gleich, er ging immer Liebesabenteuern nach, ohne welche er einmal

nicht leben konnte. Er verlor sein Reich, eroberte aber dafür unzählige Frauenherzen; denn wenn er auch die Cosel noch liebte, so verfiel er dennoch, sobald er fern von ihr war, immer wieder in seine frivolen Gewohnheiten.

Der besiegte, vom Unglück verfolgte König bedurfte mehr als je der Zerstreuung. Die Hofleute, welchen die herrschsüchtige, despotische Cosel Schrecken einflößte, beeilten sich, seinen Wünschen zuvorzukommen, und hofften dadurch sowohl sich selbst als ihn von dem Joche der schönen Despotin zu befreien. Fürstenberg, die Gräfin Reuß und deren Partei hatten keinen sehnlicheren Wunsch als den, die mächtige Favoritin zu stürzen. Gräfin Cösel aber baute zu sehr auf ihre Reize und ihren Einfluß, als daß sie es für nöthig erachtet hätte, sich vor den Intriguen dieser feindseligen Schaar in Acht zu nehmen. Wenn man sie vor ihren Feinden warnte und ihr sagte, daß diese ihr gefährlich werden könnten, glitt ein ungläubiges Lächeln über ihre stolzen Lippen.

Das innige Band, welches zwischen ihr und dem Könige bestand, ward durch die Geburt zweier Mädchen fester geknüpft. Die stolze, hochmüthige Frau sagte sich im Stillen, daß August kein Weib zu finden vermöchte, welches sie verdunkelte, daß nur sie allein die Freuden und die Leiden ihres königlichen Geliebten zu theilen im Stande sei — sie, die vor dem Feuer des Feindes, dem Geklirre der Waffen nicht zurückschreckte, die vor langen, windschnellen Ritten, vor kalten, unter Gottes freiem Himmel im Bivouak verbrachten Nächten nicht zurückbebte.

Bei aller Zuversicht witterte jedoch die Gräfin, daß sich August während seines jüngsten Aufenthaltes in Warschau eine Untreue hatte zu Schulden kommen lassen. Sie irrte sich nicht. Der ihrer strengen Aufsicht entgangene König hatte mit der Tochter einer Schenkwirthin, bei welcher seine Officiere täglich einzukehren pflegten, ein Liebesverhältniß angeknüpft. Gräfin

Cosel erfuhr es und sagte, sie werde dem König eine Kugel durch den Kopf jagen. August lachte herzlich, als ihm die Drohung der schönen Frau hinterbracht wurde. Indes liebte der Treulose „seine Cosel“ noch immer. Von allen Favoritinnen, die im Laufe der Zeit die Gunst August des Starken besessen, war Gräfin Cosel Diejenige, welche seinem Herzen am nächsten stand.

Mit gewohnter Gleichgiltigkeit auf den sie umgebenden Kreis von Neidern und Verehrern blickend, den Statthalter Fürstenberg durch maßlose Ansprüche fortwährend reizend, erwartete Gräfin Cosel den ungetreuen königlichen Geliebten mit Ungeduld. Der Krieg, dessen Unkosten, der Ruin des Landes, der Verlust der Krone, die feindliche Besatzung, kurz, nichts vermochte sie, ihre Lebensweise zu ändern, von ihrem Hang zum Luxus und zur Verschwendung abzubringen.

Die Gräfin wurde geradezu königlich unterhalten. Dem Alchymisten Böttcher, der von einem Tag zum anderen das große Werk vollbringen sollte, durfte kein Wunsch versagt werden; Fürstenberg, der sich eine Leibwache angeschafft hatte, stolzirte mit derselben in der Stadt herum; die italienischen Sänger und deren Director kosteten dem Staate Tausende von Thalern und dabei hauste der Feind im Lande und brandschatzte die Bevölkerung.

Am 15. December — es war im Jahre 1706 — traf König August mit heiterem, strahlendem Gesichtsausdruck, einem Halbgotte gleich, in Dresden ein, um seiner Schande das Siegel aufzudrücken, um den ihm aufgedrungenen Vertrag zu unterzeichnen. Kaum hatte er seinen Wagen verlassen, als er zur Cosel eilte.

Im Vorzimmer stieß er auf den treuen Zaklika, der, auf die Lehne eines Sessels gestützt, in tiefes Nachdenken versunken schien. Beim Anblicke des Königs richtete er sich schnell auf und sagte:

„Sire, die gnädige Gräfin ist leidend . . . der Arzt erwartet jeden Augenblick die Geburt . . .“

Der König machte ihm ein Zeichen, daß er schweigen möchte, schob ihn sanft beiseite und drang in die Gemächer der Gräfin ein. Als die Stille, welche hier herrschte, durch das leise Wimmern einer dünnen Kinderstimme unterbrochen wurde, beschleunigte August seinen Schritt.

Die schöne Frau war auf ihrem Lager ausgestreckt. Marmorblaß, von den eben ausgestandenen Leiden erschöpft, streckte sie dem König beide Hände entgegen, während sie mit den Augen auf das Kindchen wies, das die Wärterin im Arme hielt. August nahm das kleine Geschöpf, küßte es zärtlichst und nannte es sein Kind. Hierauf gab er es der Wärterin zurück und setzte sich, die Hände vor das Gesicht schlagend, auf den Rand des Bettes.

„Anna,“ sagte er leise, „Jedermann verachtet mich . . . Auch Du wirst mich gar bald nicht mehr lieben. Alles ist dahin! Das Glück hat August verlassen; ich bin besiegt, entthront, man hat mir alles entrissen!“

„Je unglücklicher, desto theuerer,“ erwiderte Gräfin Cosel mit thränenerfüllten Augen. „Und wenn August in Ketten läge, so würde er seiner Cosel nur um so theuerer sein!“

„Geliebte!“ rief August bewegt. „Dieses Trostes bedurfte ich. Der Feind ist in meinem Lande,“ fuhr er in düsterem Tone fort. „Ich bin machtlos, auch meine Verbündeten sind es. Ganz Europa jauchzt dem Sieger zu, er ist's, der in meinen Landen befiehlt und ich bin nur mehr ein Schattenkönig!“

August suchte jetzt nicht mehr seinen Kummer zu verbergen, ja er schüttete im Gegentheil seine Seele vor der Geliebten aus, deren aufrichtiger Zuneigung er sicher war. Da die leidende Frau aber der Ruhe bedurfte und der König sich keine Ruhe gönnen durfte, mußte August die Gräfin bald wieder verlassen.

Officiere, Würdenträger, Beamte, kurz, eine Unzahl von Personen harrten im Schlosse auf ihn.

Am folgenden Tage ritt August, von General Pflug und einem Diener begleitet, nach Leipzig, um sich von dort aus in das Hauptquartier des Königs von Schweden zu begeben. Diesem hoffte er durch den Glanz seiner Erscheinung zu imponiren, um von ihm minder harte Friedensbedingungen zu erlangen.

Sobald Karl XII. erfuhr, daß König August nach Altranstädt komme, ritt er demselben entgegen, um ihm die Hälfte des Weges zu ersparen. So geschah es, daß beide Könige unterwegs zusammentrafen.

In Günthersdorf, wo Graf Piper weilte, erfuhr August von Sachsen, daß Karl XII. nicht in Altranstädt sei. August der Starke stieg vom Pferde und beschloß, den König von Schweden in Günthersdorf zu erwarten.

Die beiden Monarchen begegneten einander am Fuße der Treppe. Niemals dürfte man zwei in Haltung und Charakter verschiedenere Menschen gesehen haben, der Eine glich einem Puritaner, der Andere einem Elegant vom Hofe Ludwig's XIV.

Die erbitterten königlichen Feinde begrüßten sich aufs herzlichste; vor dem Eingang der Säle entstand ein höflicher Wortwechsel wegen des Vortrittes, der nach vielen gegenseitigen Verbeugungen und Artigkeiten damit endete, daß der König von Schweden den König von Polen, daß der Sieger den Besiegten vorangehen ließ. Erst umarmten sich die Beiden, schüttelten sich herzlich die Hände und traten alsdann in eine Fensternische, um ein Zwiegespräch anzuknüpfen, das nahezu eine Stunde währte und von niemandem vernommen wurde. Als sich August II. von dem Schwedenkönig verabschiedete, sah er blaß und müde aus.

Dieser Tag blieb August dem Starken unvergeßlich. Düster und schweigsam kehrte er nach Leipzig zurück, wohin ihm Karl XII.

folgte, um ihm einen kurzen Etikettebesuch abzustatten. An den Punkten des Vertrages wurde nichts geändert.

Es folgte ein Jahr der bittersten Demüthigungen. Die fortdauernde Anwesenheit der schwedischen Truppen drückte König August schwer. Wie gern hätte er diese drückende Last abgeschüttelt, selbst um hohen Preis! Die Tage, an denen er von Leipzig nach Altranstädt reiten mußte, waren die schmerzlichsten, qualvollsten seines Lebens.

Einen seltsamen Anblick boten dieser König von Sachsen in seiner mit Gold und Spitzen überladenen französischen Tracht und jener schwedische Monarch mit seinem dunkelblauen, mit Messingknöpfen versehenen Soldatenrock, den hirschledernen Beinkleidern und den hohen, plumpen Stiefeln. So oft sie zusammenkamen, suchte Jeder den Anderen an Artigkeit zu überbieten. Politische und geschäftliche Fragen waren durch den Schweden aus ihren Gesprächen aufs entschiedenste verbannt worden. „Diese Dinge,“ sagte Karl, „gehen mich nichts an, um die haben sich Piper und Cedernhjölm zu kümmern.“

Karl XII., der August II. versichert hatte, daß er seit Jahren nicht die Zeit gefunden habe, seine Stiefeln auszuziehen, schlug alle Einladungen des Letzteren beharrlich aus. Dieser aber war hin und wieder bei dem Schweden zu Gaste, obwohl er für dessen Mahle, die von spartanischer Einfachheit waren, keine besondere Vorliebe hatte, weil Karl bei Tische kein Wort sprach; man aß bei ihm unter tiefstem Schweigen und die Mahlzeit währte immer eine volle Stunde . . .

Mehrere Wochen waren vergangen. Die leidigen Verhältnisse hatten sich nicht verändert. Armer August! Der Schwede machte noch immer keine Anstalten, aufzubrechen und sein Heer hinwegzuführen. Jener mußte also den verhaßten Anblick wohl oder übel ertragen; zudem sah er sich genöthigt, Geld und immer wieder Geld aufzutreiben, um seine gewohnte prächtige Lebens-

weise fortführen zu können, denn jetzt, wo er so unglücklich war, konnte er der Lustbarkeiten schon gar nicht entrathen.

Während König August in Dresden Bälle gab und durch den Glanz seiner Hofhaltung alle Welt in Erstaunen setzte, ließ König Karl seine Soldaten fortwährend manöveriren. „Fürstchen", der Ex-Statthalter, dem alles zu sagen gestattet war, hatte allein hie und da den Muth, seinen Gebieter aus den wollüstigen Träumereien, in denen er schwelgte, aufzurütteln und ihn in die trostlose Wirklichkeit zurückzurufen.

Wir können es nicht unterlassen, Einiges über diesen erbitterten Feind der Cosel mitzutheilen, dem wir im Laufe der Erzählung unter Denjenigen, welche den Sturz der Gräfin anstrebten, häufig begegnen werden.

Fürst Egon von Fürstenberg, ein geborener Oesterreicher und eifriger Katholik, that sich weder durch seinen Charakter, noch durch außerordentliche Fähigkeiten hervor, war aber ziemlich kühn, dazu aufgeräumt und witzig, und zeichnete sich besonders dadurch aus, daß er August den Starken zu den größten Inconsequenzen zu verleiten wußte.

Dieser Mann war bei dem Einfluß, den er auf König August ausübte, den Feinden der Gräfin Cosel ein unschätzbarer Bundesgenosse, denn er konnte gelegentlich durch hingeworfene Worte das Vertrauen, welches der König in seine Geliebte setzte, die Liebe zu ihr, die Hochachtung, welche August für sie hegte, zu untergraben suchen.

Fürstenberg ließ sich von seiner Freundin, der Gräfin Reuß, und deren Partei als Werkzeug gebrauchen. Die Gräfin konnte es der schönen Cosel nicht verzeihen, daß sie in dem Alleinbesitze der Macht, zu der sie ihr, wie sie sagte, verholfen, bleiben wollte und blieb. Zu der Reuß-Fürstenberg'schen Partei hatten sich alle Diejenigen geschlagen, welche systematisch jeden Machthaber zu bekriegen pflegen.

Diese feindseligen Menschen hatten sich der Hoffnung hingegeben, daß jetzt, wo die Liebe des Königs zur Cosel in Folge der langen Trennung erkaltet sein müsse, es ihnen gelingen dürfte, ihre mächtige Feindin zu Fall zu bringen. Doch sie sollten gar bald einsehen, daß sie sich getäuscht hatten, daß die ewig schöne, ewig junge Cosel dem König noch immer unendlich theuer war, daß die Stunde noch immer nicht geschlagen hatte, sie offen zu bekämpfen.

Gräfin Cosel zog August wieder an sich und fesselte ihn ganz wie ehedem. Er verließ sie während ihrer Genesung nur auf Augenblicke. Eines Tages saß er wieder im Alkoven neben der im Bette liegenden Gräfin, als ein Page mit der Meldung erschien, es seien aus Warschau, wo der König noch einigen Anhang hatte, wichtige Depeschen angelangt. August erhob sich, um sich in sein Cabinet zu begeben, die Cosel aber bat ihn, zu bleiben und den Ueberbringer der Depeschen in ihrem Schlafgemach zu empfangen. Der starke August, der seiner schönen Geliebten nichts abzuschlagen vermochte und sich in alle ihre Launen zu fügen pflegte, willfahrte auch diesmal ihrem Wunsche und ließ den Minister — es war Bose — in dem Schlafgemache der Gräfin vor.

Der alte Herr machte zuerst dem König eine sehr tiefe Verbeugung und verneigte sich alsdann mit der gleichen Ehrerbietung vor der Gräfin, die, auf Spitzen und Daunen gebettet, einer blassen, auf frischgefallenen Schnee liegenden Rose glich. Hierauf wandte sich der Minister gegen seinen König, wies auf das Portefeuille in seiner Hand und sagte leise, kaum hörbar:

„Nachrichten von höchster Wichtigkeit, Sire! .... Aus Warschau!“

Der König trat ans Fenster und winkte dem Minister, er möge ihm folgen. Dieser gehorchte. Die Gräfin, welche das

Wort „Warschau“ vernommen hatte, blickte unverwandt auf August, von dessen Zügen sie den Eindruck, den die Nachrichten auf ihn machen würden, abzulesen hoffte. Mit seinen langen hageren Fingern überreichte der Minister dem Könige in ehrerbietiger Haltung der Reihe nach die Briefe, welche sein Portefeuille enthielt — lauter Briefe, deren großes Format und großes Siegel nicht verkennen ließ, daß sie geschäftlichen Inhaltes waren. Gräfin Cosel schaute, das Haupt auf die Hand gestützt, schweigend und regungslos auf die Gruppe in der Fensternische. Da ließ der Minister ein kleines Billet, ein Billet von bedenklichem Format, gewandt in des Königs Hand gleiten und murmelte dabei einige Worte. August erbrach das Briefchen, überflog es mit den Augen, wurde feuerroth und warf unwillkürlich einen scheuen, ängstlichen Blick auf seine Geliebte.

Diese richtete sich in die Höhe. „Was enthält dieses Billet?“ fragte sie scharf.

„Geschäftliches; nichts, was Dich interessiren könnte!“ erwiderte nachlässig König August.

„Bitte, zeige mir diesen Brief,“ sagte Gräfin Cosel.

Anstatt zu antworten, schüttelte August den Kopf.

Eine tiefe Glut ergoß sich über das Antlitz der schönen Frau. Die Gebote des Anstandes und die Gegenwart des ehrwürdigen Alten vergessend, sprang Gräfin Cosel aus dem Bette, flog im leichten Nachtgewande ans Fenster und entriß dem König das Billet, welches ihren Argwohn erregt hatte; der Minister trat betroffen einige Schritte zurück und verhüllte schamhaft sein Gesicht mit beiden Händen, während August in sichtlicher Verwirrung sprachlos daneben stand.

Gräfin Cosel entbrannte über den Inhalt des Briefes in heftigem Zorn. Das Billet war von Henriette Duval, jener Wirthstochter in Warschau, die August's Maitresse gewesen. Die arme verlassene Frau theilte dem König mit, daß sie einer

Tochter (der später so berühmten Gräfin Orselska) das Leben geschenkt, und fragte an, was sie mit ihrem Kinde anfangen sollte.

„Ertränken soll sie es!" rief Gräfin Cosel in heftigstem Zorne, indem sie den Brief der Unglücklichen in Stücke zerriß. „Ins Wasser werfen soll sie den Knirps. O, wie gerne thäte ich ein gleiches mit ihr!"

August lachte, seine Geliebte fing aber zu weinen an und warf sich, wie eine Verzweifelte die Hände ringend, auf ihr Lager. Als sich der Minister, der fühlen mochte, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke überflüssig war, zurückgezogen hatte, rief der König in flehendem Tone:

„Cosel, meine theuere Cosel, beruhige Dich um des Himmels willen . . . ."

„Welche Schmach!" schluchzte die Gräfin. „Mich, die ich alles für Dich hingeopfert, die ich Dir so viele Beweise der Neigung und Treue gegeben — mich zu verrathen!"

König August hatte schon häufig dergleichen Eifersuchtsscenen von Seiten der Cosel erlebt, die ihm bei jeder kleinen Untreue die bittersten Vorwürfe zu machen und so lange zu zürnen pflegte, bis der königliche Sünder ihr reuevoll zu Füßen fiel und feierlichst gelobte, sich zu bessern.

Diesmal war es aber nicht so leicht, Vergebung zu erflehen. Sein Vergehen schien der Gräfin unverzeihlich. August bedeckte vergeblich ihre zarten Hände mit Küssen, Cosel's zürnende Miene hellte sich nicht auf.

„Was soll ich thun, um Dich zu besänftigen?" fragte er schüchtern.

„Wenn Du dieser Elenden auch nur ein Wort schreibst, wenn Du Dich ihrer auf irgend eine Weise annimmst," rief die Gräfin mit wahrhaft erschreckender Wildheit, „so begebe ich mich nach Warschau und tödte Mutter und Kind!"

Der König mußte geloben, daß er jeden Verkehr mit Henriette Duval abbrechen und die beiden unglücklichen Opfer seiner Laune ihrem Schicksale überlassen werde. Damit endete dieser Auftritt, über welchen Minister Bose, dem die stolze Gräfin keine geringe Furcht einflößte, wohlweislich schwieg, so daß er dem Hofe verborgen geblieben wäre, wenn nicht — König August selbst geplaudert hätte.

---

## 10.
## Ein Ring.

Nachdem König August sich mit der Gräfin auf Kosten der armen Henriette Duval versöhnt hatte, ging er in die Trinkhalle, um im Kreise seiner Vertrauten und im Genusse feurigsten Weines der Liebe Wechselfälle und der Schweden zu vergessen.

Beim zweiten oder dritten Humpen wandte er sich, von neuem in bester Laune, an Fürstenberg mit den Worten:

„Wie schade, Fürstchen, daß Du mir die polnischen Depeschen nicht brachtest! Hättest Du die Cosel in dem seltsamen Anzuge gesehen, in welchem der alte Bose sie sah, so würdest Du Dich gewiß mit ihr versöhnt haben.“

„Ich dachte, die Gräfin müsse noch das Bett hüten,“ bemerkte der Günstling.

„So ist es! Und der beneidenswerthe Bose hat sie im Nachtgewande gesehen, denn sie sprang in seiner Gegenwart aus dem Bette, um mir einen Brief aus der Hand zu reißen, den mir die arme Henriette geschrieben. Es folgte ein fürchterlicher Auftritt! Sie ist eifersüchtig wie eine Tigerin. Es würde mich gar nicht wundernehmen, wenn sie eines schönen Tages ihre Drohung ausführte und mir eine Kugel durch den Kopf jagte.“

Fürstenberg's Blick flog blitzschnell über die Versammlung. Er schien sich überzeugen zu wollen, daß sich unter den Gästen kein Freund der Gräfin befand.

„Wenn die Gräfin sich erlaubt, das Herz Euerer Majestät ganz zu beanspruchen," sagte der Fürst mit einem eigenthümlichen Lächeln, „so sollte sie zu vermeiden trachten, daß ihr Benehmen Aergerniß gebe und Argwohn errege."

König August hob langsam den Kopf, zog die Brauen finster zusammen und erwiderte in eiskaltem Tone:

„Fürstenberg, nimm Dich in Acht. Wer Beschuldigungen vorbringt, muß sie im Nothfalle auch durch Beweise zu bekräftigen wissen. Ich kann wahrlich kein Gewicht auf Deine Worte legen, indessen wünschte ich, daß Du deutlicher sprächest."

„Dazu bin ich jetzt gleichsam gezwungen," antwortete der Vertraute August's. „Nicht mir allein ist das seltsame Gebaren der Gräfin während Euerer Abwesenheit, Sire, aufgefallen, sondern auch all den Herren, die uns jetzt umgeben. Wenn Ihr sie fragen würdet, königlicher Herr, wie Gräfin Cosel ihre Zeit verbrachte, als Ihr nicht in Dresden ward, so müßten sie erwidern: Den ganzen Tag war das Palais mit Menschen gefüllt, ein Schwarm von Günstlingen drängte sich um sie; Graf Lechereine der Aeltere stand mit ihr auf vertrautem Fuße, verbrachte seine Tage bei ihr, bisweilen mit seinem Bruder, am häufigsten aber ohne denselben. Er war bei allen Mahlzeiten zugegen und verließ die Gräfin nie vor Mitternacht."

Unter allen den ausländischen Edelleuten, welche damals am Dresdener Hofe lebten, zeichneten sich die beiden Grafen Lechereine sowohl durch ihre männliche Schönheit und ihren Geist, als durch ihre Bildung und ihr vornehmes Wesen aus. Nach Dresden gekommen, um ihr Glück zu machen, hatten sie natürlich darnach gestrebt, sich die Protection der mächtigen Cosel zu erringen und waren so glücklich gewesen, auf deren

Verwendung zu Kammerherren ernannt zu werden. Das hohe Ansehen, in welchem die beiden Grafen bei Hofe standen, erfüllte die Hofschranzen mit Furcht und Neid zugleich und diese suchten ihnen auf alle mögliche Weise zu schaden. Der Aeltere schien Fürstenberg besonders gefährlich, so daß er es für angezeigt hielt, ihm die Ungnade des Königs zuzuziehen, in der Hoffnung, sich dadurch eines Gegners zu entledigen, dessen glänzende Eigenschaften große Besorgniß in ihm erregten.

König August war während der Rede des Ex-Statthalters vollkommen ruhig geblieben, hatte mit anscheinender Gleichgiltigkeit zugehört, allein Fürstenberg und dessen Genossen, welche ihren Gebieter wohl kannten, ließen sich durch diese vollendete Ruhe nicht täuschen. Der kalte Ausdruck von August's Gesicht verrieth ihnen, daß der abgeschossene Pfeil getroffen hatte.

„Du zürnst der Cosel, weil sie Dir nicht zugethan ist — das verrathen Deine Worte, Fürstenberg," sagte August langsam. „Warum sollte die Gräfin keine Gäste bei sich empfangen, warum sollte sie sich mit Lechereine, der ein sehr geistreicher Mensch ist, nicht unterhalten? Steht es ihr doch frei, sich zu zerstreuen."

„Es war nicht meine Absicht, den Ohrenbläser zu spielen. Was ich gesagt, entschlüpfte unwillkürlich meinen Lippen," erwiderte Fürstenberg mit erkünstelter Treuherzigkeit. „Die Gunstbezeugungen, mit welchen mich mein gnädiger König huldvollst überhäuft, machen mir die Ungnade der Gräfin Cosel minder fühlbar. Untröstlich wäre ich nur, wenn die Liebe und Treue Euerer Majestät schwarzen Undank zum Lohn erhielte."

August's Stirne verfinsterte sich wiederum. Die vollen Pocale blieben unberührt, Keiner der Anwesenden wagte zu trinken. Eine Weile herrschte eine peinliche Stille im Saale. Endlich erhob sich der König von seinem Sitze, entließ die Höflinge mit einem Winke und ging schweigend aus dem Saale.

Fürstenberg sah ein, daß er eine Thorheit begangen hatte. Wenn August irgend eine Favoritin loszuwerden wünschte, war es ihm angenehm, wenn man ihm hierzu Gelegenheit bot, ja er pflegte seinen Vertrauten den Auftrag zu geben, die Betreffende scharf zu beobachten, sie über irgend einem Vergehen zu ertappen, welches den erwünschten Bruch herbeiführen und rechtfertigen könnte.

An dem Unmuth, den Fürstenberg's Worte in dem König erweckt hatten, erkannten die Höflinge, daß August der Gräfin nicht nur nicht überdrüssig sei, sondern daß er sie noch liebe. Alle waren über das Geschehene bestürzt. Fürstenberg allein lächelte, aber es war ein gezwungenes Lächeln, das die Angst, die ihn erfüllte, nur schlecht verbarg.

Niemand ahnte, daß der treue Zaklika Zeuge dieses Auftrittes gewesen. Gräfin Cosel, die wohl wußte, daß der junge Pole ihr ganz ergeben war, sandte ihn häufig mit geheimen Aufträgen an den König. Auch heute hatte sie ihm ein Briefchen anvertraut, worin sie August aufs liebevollste bat, den Abend in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Mit diesem Billet war Zaklika ins Schloß geeilt.

Niemand durfte den König während des Zechens stören, allein dieses Gebot galt für Zaklika, den Pagen der Cosel, nicht. Ihm stand der Trinksaal, wo der König und seine Vertrauten versammelt waren, immer offen.

Er hatte sich leise hineingeschlichen, im Schatten der riesigen Credenz einen günstigen Augenblick, das Billet der Gräfin dem König zu überreichen, unbemerkt abwartend. Da begann Fürstenberg von seiner angebetenen Gebieterin zu reden ... Zaklika entging kein Wort, er begriff, daß der Gräfin eine große Gefahr drohe, von der sie unverzüglich in Kenntniß gesetzt werden müsse. Ohne das Billet dem König zuzustellen, eilte er zu seiner Herrin zurück.

Als diese in sein bleiches, bestürztes Gesicht sah, fragte sie rasch mit zitternder Stimme: „Was ist geschehen? Sprich!“

Zaklika erzählte der Gräfin mit fliegendem Athem, was Fürstenberg dem König gesagt hatte.

Während seiner Rede hatte die Gräfin Cosel mehrmals die Farbe gewechselt und die tiefste Entrüstung in Geberde und Blick zu erkennen gegeben. Als Zaklika zu Ende war, nahm sie ihm den für den König bestimmten Brief ab und machte ihm ein Zeichen, daß er sich entfernen möge. Der Pole gehorchte.

Das Herz der schönen Frau schlug heftig. Es litt sie nicht länger in dem engen Alkoven. Sie erhob sich vom Lager, legte ein bequemes, aber elegantes Gewand an und trat, nachdem sie, in Nachdenken versunken, eine Weile in ihrem Schlafzimmer auf und nieder gegangen war, in das anstoßende, hellerleuchtete Gemach, an dessen Wänden mehrere die Hauptereignisse der Regierung August's des Starken darstellende Bilder hingen.

Gräfin Cosel blieb vor einem derselben stehen und betrachtete feuchten Auges das Bildniß des Königs. Plötzlich rief eine Stimme — es war die Stimme August's — in erregtem Tone:

„Wie, Ihr geruht mein Conterfei zu betrachten?! Wohl aus Zerstreuung, was? . . . Denn ich vermuthe, daß Ihr mir diese Ehre bei vollem Bewußtsein nicht mehr erweisen würdet!“

„Ihr beliebt zu scherzen, Sire, denn es ist nicht denkbar, daß Ihr im Ernste zu sagen vermöchtet, ich könnte eines Anderen gedenken, wenn meine Augen auf Euerem Bildniß ruhen. Wessen beargwöhnt Ihr mich, königlicher Herr?“

Der König ging in höchster Aufregung in dem Gemach auf und ab und schwieg. Aus seiner Miene las Anna mit geheimer Freude, daß er erzürnt, also eifersüchtig und folglich verliebt sei. Sie ließ indessen nicht merken, wie dieser Beweis von Liebe sie beseligte, sondern fuhr in kaltem Tone fort:

„Ich begreife Euere Majestät nicht; Euer Benehmen ist geradezu räthselhaft. Ich bin mir keines Vergehens bewußt und doch scheint Ihr mir zu zürnen. Erweiset mir die Gnade, mich anzuklagen, auf daß ich mich rechtfertigen könne.“

„Rechtfertigen!“ fiel wüthend der König ein. „Meine Gnädige, es giebt Dinge, die sich nicht rechtfertigen lassen! Glaubt Ihr denn, daß ich mich auch fernerhin werde hintergehen lassen? Mit nichten! Ich besitze jetzt Beweise ...“

„Beweise!“ unterbrach Gräfin Cosel den Fürsten in schmerzerfülltem Tone. „Beweise, die mich verurtheilten! ... August, Du träumst, Du schwärmst! O sprich! Ich verstehe Dich nicht ... Ach, glaube mir, ich bin unschuldig!“

Bei den letzten Worten hatte die geängstigte Frau ihre Arme um den Hals ihres Geliebten geschlungen. Er versuchte, sich von denselben zu befreien, allein die Gräfin klammerte sich fest um ihn und bat unter Thränen, er möge sich ihrer erbarmen.

„Sage mir doch wenigstens, welcher Schuld man mich zeiht, August!“ flehte sie. „Ein elender Verleumder mag mich zu verderben gesucht haben.“

Cosel's Thränen, die reichlich floßen, dämpften den Zorn des Königs. Er ließ sich von der Geliebten auf das Sopha niederziehen und versuchte nicht, ihr seine Hände, die sie erfaßt hatte, zu entziehen.

„Ich beschwöre Dich, August, sage mir alles. Sei barmherzig, foltere mich nicht länger! Die Angst macht mich sonst wahnsinnig! ... Hast Du aufgehört, mich zu lieben? Hegst Du den Wunsch, mich zu verlassen? Ach, es gab eine Zeit, da Du mich so sehr liebtest, daß Du mir alles, selbst ein Vergehen verziehen hättest. Heute aber, ich erkenne es nur zu gut, gehört Dein Herz einer Anderen und ...“

„Schweige! — Da Du es wünschest, sollst Du alles erfahren. Fürstenberg —“

„Ha, Fürstenberg! Von ihm erwarte ich das Schlimmste — er ist mein Feind —“

„Fürstenberg theilte mir mit, die ganze Stadt sei über Dein Verhältniß zu Lechereine entrüstet.“

„Lechereine? —“ fragte Gräfin Cosel gedehnt, in ungläubigem Tone.

„Ja, Graf Lechereine, meine Gnädige! Man versicherte mir, daß der Graf sich nicht einmal die Mühe gebe, die Gefühle, welche Ihr in ihm erregt, zu verbergen; der verliebte Thor soll während meiner Abwesenheit jeden Tag bei Euch gewesen sein — ja, es heißt, er habe Euch bis tief in die Nacht —“

Anna ließ ihn nicht zu Ende reden. „Ich habe den Grafen empfangen,“ sagte sie stolz. „Ich weiß, daß er mich liebt. Was gehen mich aber seine Gefühle an? Ich ließ ihn Madrigale recitiren, er durfte mir Artigkeiten sagen. Das unterhielt mich, ich gestehe es; aber das ist doch wahrlich kein Verbrechen! Auch gab ich mir keine Mühe, der Welt zu verheimlichen, daß mich Graf Lechereine amüsirt. Warum sollte ich auch? Ihr glaubt also, mein König, daß man mich nur zu lieben brauche, um wiedergeliebt zu werden?! O, wie mich das schmerzt!“ rief die Gräfin, die Hände fest an ihr Herz drückend. „Ihr habt Eueren Glauben an meine Ehrenhaftigkeit verloren, Sire. Die Worte eines Fürstenberg erscheinen Euch glaubwürdiger als die meinigen.“

Hier brach sie in heftiges Weinen aus und sank, die Hände vor das Gesicht schlagend, wie erschöpft in die Kissen des Sophas zurück. August war besiegt. Er fiel vor der Geliebten nieder, schlang seine Arme um ihren Leib und rief in reuevollem Tone:

„Vergieb, meine Cosel, vergieb! Glaube mir, daß meine Eifersucht der leidenschaftlichsten Liebe entstammt. Dieser Fürstenberg — o, ich kenne ihn wohl — er ist in der That die giftigste Schlange, die ich je an meinem Hofe genährt. Vergieb mir!“

„Wenn Du gestattest, daß die Verleumdung Deinem Throne sich nahe, wird nichts unentweiht bleiben.“

„Sei unbesorgt! Ich schwöre Dir, daß ich in Zukunft niemandem gestatten werde, ein Wort wider Dich hervorzubringen. Versprich aber, den Fürstenberg nicht merken zu lassen, daß Du weißt, wie schmählich er gehandelt hat.“

Gräfin Cosel gelobte, dies zu thun und ließ es an Liebesbetheuerungen nicht fehlen. Vollkommen beruhigt, kehrte August in das Schloß zurück. Er richtete am folgenden Tage auch nicht einmal das Wort an den Statthalter und gab diesem deutlich zu erkennen, wie sehr er ihm zürne. Lechereine aber erhielt noch im Laufe des Vormittags den Besuch des Obersthofmarschalls und erfuhr durch diesen, daß er auf Befehl des Königs Dresden in den nächsten vierundzwanzig Stunden verlassen müsse.

Bestürzt, außer sich, eilte der Graf in das Palais der „vier Jahreszeiten“. Zaklika war es, der Gräfin Cosel meldete, daß Lechereine sie zu sprechen begehre.

„Sage ihm, daß ich diejenigen nicht empfangen könne, welche sich die Ungnade des Königs zugezogen, daß ich aber lebhaft bedauere, ihn nicht mehr sehen zu dürfen. Nimm diesen Ring,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, und zog dabei einen Ring vom Finger, den ihr der König unlängst gegeben hatte, „und gieb ihn dem Grafen Lechereine.“

„Gnädige Gräfin!“ stieß der junge Pole, der beim Anblick des Ringes erbleicht war, gepreßt hervor. „Verzeihet — aber dieser Ring — des Königs Ring —“ stammelte er.

Gräfin Cosel, die keinen Widerspruch duldete, warf das Haupt stolz zurück, zog die schönen Brauen zusammen und sagte vornehm:

„Ich habe Dich nicht um Deinen Rath gefragt, sondern Dir einen Befehl ertheilt, dem Du allsogleich Folge leisten wirst!“

Sie wies mit der Hand auf die Thür. Der arme Zaklika hütete sich, noch ein Wort zu sagen und verließ nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Am anderen Tage traf König August die Gräfin Cosel bei der Toilette. Er bemerkte sofort, daß der Ring, den er ihr vor Kurzem gegeben, nicht an ihrem Finger steckte.

„Wo ist der Ring, den ich Euch zu tragen bat?" fragte der Eifersüchtige. „Er steckt nicht an Euerem Finger."

Anna verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Sie nahm eine besorgte Miene an und fing an, das Juwel zu suchen; da es aber nicht zum Vorschein kam, verfinsterte sich die Stirne August's.

„Wo ist der Ring?" fragte er mit unheimlicher Ruhe.

Gräfin Cosel schwieg, die Kammerfrau aber sagte, die Gnädige habe ihn schon gestern nicht am Finger gehabt.

Die schöne Frau warf der vorwitzigen Zofe einen drohenden Blick zu, während König August sich mit der Faust vor die Stirne schlug. Es war plötzlich der Verdacht in ihm aufgestiegen, daß seine Geliebte dem Grafen Lechereine den Ring gegeben haben könnte.

„Höret auf zu suchen," sagte er mit heiserer Stimme. „Ich weiß, daß der Ring sich nicht finden wird, aber ich weiß auch, wo er zu finden wäre."

Die Gräfin wurde verlegen. Der König entbrannte in heftigem Zorn. Er schrie und tobte, ließ seine Geliebte, die sich rechtfertigen wollte, nicht zu Worte kommen, und geberdete sich wie ein wilder Löwe. Seine donnernde Stimme war weithin vernehmbar. Die Kammerfrauen der Gräfin stahlen sich leise davon, um nicht Zeugen des schrecklichen Auftrittes zu sein.

Der Zorn des Königs hatte seinen Höhepunkt erreicht, Gräfin Cosel war weinend in einen Sessel gesunken — da wurde heftig an die Thür gepocht. Im nächsten Augenblicke erschien Zaklika zitternd und bleich auf der Schwelle.

„Euer Gnaden werden mich entschuldigen, wenn ich ohne Erlaubniß hier eindringe . . .“ stockte er. „Ich habe aber erfahren, daß Ihr den Ring suchet, den ich drüben im Cabinet auf dem Boden gefunden.“

König August warf einen Blick auf den goldenen Reif, welchen Zaklika der Gräfin gereicht hatte, und wurde roth. Die Cosel steckte den Ring langsam an ihren Finger, ohne den jungen Polen anzusehen und verließ alsdann das Zimmer. Der König aber stürzte ihr nach und bat sie kniefällig, ihm zu verzeihen. Erst nach langem Flehen ließ sich die schöne Frau herbei, August mit Vorwürfen zu überhäufen, die er mit sichtlicher Zerknirschung über sich ergehen ließ . . . Endlich schlossen sie Frieden. Die kleine Episode hatte die Liebe des Königs mächtig geschürt und die Macht der Gräfin erhöht.

Gegen Mitternacht verließ König August seine Cosel, um sich in sein Cabinet zu begeben, wo der Ministerrath seiner harrte.

Kaum war die Gräfin allein, als sie nach Zaklika sendete. Sie war begierig, Aufklärung über das Geschehene zu erhalten.

Der treue Zaklika hielt seiner Gewohnheit gemäß in dem Vorsaale der gräflichen Gemächer Wache. Er saß, ein Buch in der Hand, am Tische und schien zu lesen. In Wirklichkeit aber war er mit seinen Gedanken beschäftigt. Als Gräfin Cosel's Zwerg — sie ließ sich gleich August am liebsten von Zwergen bedienen — dem polnischen Edelmann meldete, daß seine Gebieterin ihn zu sehen wünsche, erschrak er und wechselte die Farbe; denn er fürchtete sich vor dem Verhör, das ihm bevorstand. Er hatte zwar der Gräfin einen großen Dienst geleistet, war aber zugleich einem ihrer Befehle nicht nachgekommen, und Zaklika wußte, daß Ungehorsam in den Augen der stolzen Dame geradezu ein Verbrechen war. Mit dem Bewußtsein, gefehlt zu haben, trat er bei seiner Gebieterin ein und verharrte schweigend in

schüchterner Haltung, mit hochklopfendem Herzen neben dem Eingang.

Schön wie eine Göttin, mit aufgelösten Haaren und zerstörter Toilette ging die Gräfin lebhaften Schrittes im Zimmer auf und nieder. Als der junge Pole eintrat, blieb sie plötzlich stehen, maß ihn mit einem stolzen Blick und fragte zornig:

„Wer verlieh Dir das Recht, meinen Befehl zu mißachten? Wer erlaubte Dir, mir nicht zu gehorchen? Habe ich Dich jemals ersucht, mein Thun und Lassen zu verhehlen? Ich staune über Deine Vermessenheit.“

Zaklika ließ das Haupt auf seine Brust sinken und schwieg eine Weile, um sich alsdann in die Höhe zu richten und in treuherzigem Tone zu sagen:

„Ich bekenne, daß ich gefehlt habe, Gräfin! Wenn Ihr aber der Zeit gedenket, da Ihr in Laubegast weiltet, der Gefühle Euch erinnert, die Ihr in einem Wahnwitzigen wachgerufen und die noch immer nicht erloschen sind, so werdet Ihr mein Benehmen begreifen, ja verzeihen. Ich wollte Euch retten ...“

„Welche Anmaßung!“ unterbrach ihn Gräfin Cosel heftig. „Ich brauche in gefahrdrohenden Stunden Niemandes Beistand! Von meinen Dienern fordere ich unbedingten Gehorsam. Weiter verlange ich nichts. In meiner Nähe dulde ich keine gemüthvollen Lakaien, ihre Gefühle verachte ich. Wahrlich, Du warst allzu vermessen und hast mich beleidigt.“

Zaklika senkte wiederum das Haupt und schwieg.

„Es bedarf nur eines Wortes aus meinem Munde,“ fuhr die Gräfin zürnend fort, „um den König zu bewegen, Dich auf den Königstein zu schaffen oder gar zum Tode zu verurtheilen ... Du einfältiger Knabe! Wer sagte Dir, daß es mir nicht lieber gewesen wäre, den König zu erzürnen, als dem Grafen Lechereine kein Andenken an mich mit auf die Reise zu geben!“

Der junge Mann bemerkte leise: „Graf Lechereine hat ein solches erhalten . . . einen Ring . . .“

„Einen Ring?“ fragte erstaunt die Gräfin. „Was für einen Ring?“

Raimund Zaklika erzählte, daß ihm eine innere Stimme gesagt habe, König August werde eines Tages nach dem Ringe, den er der Gräfin gegeben, fragen.

„Ich behielt diesen Ring,“ fuhr Zaklika fort, „um Euch denselben im Nothfalle zurückerstatten zu können. Dem Grafen Lechereine aber gab ich einen anderen, der mir gehörte und jenem ähnlich sieht.“

Gräfin Cosel heftete einen langen Blick auf den jungen Mann, der es nicht wagte, in ihre Augen zu sehen. Sie war verwirrt, bewegt. Sich gewaltsam fassend, sagte sie in kühlem, aber nicht unfreundlichem Tone:

„Wenn dem so ist, magst Du eine Belohnung ansprechen.“

„O nein, gnädige Gräfin! Sagt nur, daß Ihr mir verzeiht. Einen anderen Lohn begehre ich nicht.“

Die schöne Frau blickte ihn aufs neue schweigend an. In ihren dunklen Augen lag ein räthselhafter Ausdruck. Sie schien mit sich zu kämpfen, ihr Zorn hatte sich schon vorhin gelegt, jetzt war es, als ob ein warmes, menschliches Gefühl der Theilnahme sich in ihr rege. Sie war aber zu hochmüthig, um sich von einer solchen Empfindung überwältigen zu lassen. Mit kaltem Gesichtsausdruck trat sie in stolzer Haltung an den jungen Mann heran, streifte von einem ihrer zarten Finger einen kostbaren Ring und reichte ihn Zaklika hin, ohne ein Wort zu sprechen.

Ihm schwindelte . . . Wie schön war diese blendend weiße Hand, wie verführerisch nahe! . . . Sein Gesicht abwendend, sagte Zaklika mit bebender Stimme:

„Diesen Ring, gnädige Gräfin, kann ich nicht annehmen, es knüpfen sich allzu traurige Erinnerungen an ihn.“

Sie steckte den Goldreif wieder an ihren Finger und streckte Zaklika schweigend ihre Hand hin. Dieser beugte das Knie, drückte die Hand der angebeteten Frau mit Inbrunst an seine Lippen und stürzte alsdann aus dem Zimmer.

Die Gräfin stand eine Weile regungslos an derselben Stelle. Ihre Augen hafteten an der Thür, hinter welcher Zaklika verschwunden war, sie füllten sich plötzlich mit Thränen und seufzend sagte Anna bei sich: „So lieben die Niedrigen der Erde ... die Liebe der Fürsten, der Hochgeborenen aber ist anders, ganz anders!“ —

Was Karl XII. betrifft, so machte er noch immer keine Anstalten, abzuziehen, und ging von den festgesetzten Bedingungen des harten Friedens nicht ab. Er behandelte den Adel mit unerbittlicher Strenge, den König aber mit ironischer Höflichkeit, und seine Herrschaft lastete schwer auf dem ganzen Lande. Durch schwedische Soldaten ließ er die Unterthanen August's für sein Heer mit Gewalt anwerben.

Die Sachsen waren über all die erlittenen Demüthigungen und gebrachten Opfer empört, außer sich. Die Kühnheit der Schweden hatte sich in Frechheit verwandelt. Sie streiften, den Sachsen gleichsam zum Hohne, in kleinen Schaaren durch das Land, und thaten, als ob sie bei sich zu Hause wären. Die braven Sachsen waren darüber entrüstet und litten unsäglich unter diesen jammervollen Verhältnissen.

Endlich begab sich Schulenburg zum König.

„Bringt Ihr eine gute Botschaft, General?“ fragte August den Feldherrn. „Kommt Ihr mir zu melden, daß die Schweden abziehen?“

Schulenburg schüttelte mit sehr wehmüthigem Lächeln das Haupt. „Nein, Sire, diese Freudenbotschaft kann ich Euerer Majestät nicht melden. Ich meine indes, daß man sich unschwer der Feinde entledigen könnte.“

„Diese Meinung theile ich nicht,“ versetzte der König. „Wenn uns der Himmel eine Schaar ausrottender Engel mit dem heiligen Michael an der Spitze herabschickte, und Ihr, General, die ganze himmlische Rotte befehligen würdet, so wäre es vielleicht möglich, die Schweden zu verjagen. Denn nur ein Wunder könnte dies zu Stande bringen.“

„Mich dünkt, Sire, daß wir des Erzengels entbehren könnten, da die Verzweiflung unseren Muth erhöht hat. Die Schweden sind im Lande zerstreut, auch sind sie nicht sehr zahlreich. Was den Sachsen die Schweden fürchterlich erscheinen läßt, ist der Vermessene, der sie befehligt. Man brauchte nur den Tollkühnen zu bewältigen, um sich der Uebrigen spielend zu bemächtigen.“

„General!“ rief König August entrüstet. „Wie, wir sollten uns bei herrschendem Frieden eines Mannes bemächtigen, der uns und unserer Loyalität vertraut?!“

„Gerade deshalb! Seine Unvorsichtigkeit ist eine Waffe, welche wir gegen ihn gebrauchen können, um die erfahrene Schmach, die erlittenen Demüthigungen zu rächen. Ich habe mit einigen zuverlässigen Officieren das Terrain bereits recognoscirt. Der Schwedenkönig wird schlecht bewacht. Es wäre ein Leichtes, ihn in der Nacht zu überraschen, sich seiner zu bemächtigen und ihn auf den Königstein zu schaffen. Mögen sie ihren Fürsten dann holen, mögen sie uns belagern. Ich werde nicht capituliren, Sire! Sollte es aber dazu kommen, so müßte mir der König mit seinem Kopfe für alles bürgen, ich gäbe Karl XII. nicht eher frei, als bis sie einen von mir aufgesetzten Vertrag unterfertigt, sich allen Bedingungen, die ich ihnen stellen möchte, unterworfen hätten.“

„Und wenn der Anschlag mißlingen sollte — was dann?“

„Für den Fall, daß er fehlschlägt, nehme ich alle Folgen auf mich.“

„Ihr seid ein Schwärmer, General!“ sagte der König. „Uebrigens werde ich meine Einwilligung zu einer solchen That nie und nimmermehr geben. Meine Ehre ist mir zu heilig, als daß ich mich der List und des Verrathes bedienen möchte, um mich an meinen Feinden zu rächen. Bei Gott, das soll nicht geschehen!“ rief er aus und fuhr in gedämpftem Tone fort: „Aufrichtig gestanden, ich hasse den Schwedenkönig und erwürgte ihn gerne, wenn er in meine Hände fiele. Ihn aber bei nächtlicher Weile zu überfallen, ihn, der uns vertraut, auf den Königstein zu schleppen, das kann und darf ich nicht gestatten, General. Es wäre meiner nicht würdig!“

„Hat auch er sich gegen Euere Majestät immer so ritterlich benommen?“ fragte Schulenburg ernst.

„Dem Rohen ist es gestattet, ein Barbar zu sein und keine Bildung zu besitzen — ich aber, der ich vom Volke „der Starke“, von den Monarchen der „Prächtige“ genannt werde, darf bei einer so niedrigen That die Hand nicht im Spiele haben.“

„Und wenn ich mich so weit vergäße, meinem Gebieter ungehorsam zu sein, und es wagte, diese That zu begehen — was dann?“

„Dann würde August der Starke Karl XII. vertheidigen, ihm ohneweiters die Freiheit schenken,“ erwiderte ruhig der König.

„Welche Großmuth! Mich dünkt jedoch, daß .... Kurz, sprechen wir nicht weiter davon,“ fügte der General mit einem eigenthümlichen ironischen Lächeln hinzu, machte dabei eine Verbeugung und wandte sich zum Gehen. Der König hielt ihn aber zurück, indem er seine Hand auf seinen Arm legte.

„Lieber General,“ sagte August, „lasset den Plan fallen und redet mit Niemandem davon. Der Sieg, den Ihr mir verschaffen wollet, würde meine Ehre beflecken. Um den Preis der Ehre erkaufe ich keinen Sieg.“

Der alte Feldherr warf dem König einen beredten Blick zu, der zu fragen schien, ob er durch die Auslieferung Patkul's und die ungerechte Verhaftung Imhoff's und Pfingsten's seine Ehre nicht schon befleckt habe.

Der König verstand diesen Blick. Verlegen senkte er die Augen zu Boden und schwieg. Der General stand regungslos neben ihm.

Nach langer Pause sagte Schulenburg endlich: „Uns vermöchte nur noch ein Act der Verzweiflung zu retten. Mit einem einzigen Wurf könnten wir alles gewinnen — zu verlieren haben wir ohnehin fast nichts. Die polnische Krone, welche so viele Millionen gekostet, ist dahin, und die sächsische ist nahezu verloren. Wenn es uns gelänge, den Tollkühnen zu Fall zu bringen ...."

„Ueberlassen wir das einem Anderen," unterbrach König August den General. „Seine Erfolge haben ihn berauscht; er wird in seiner Tollkühnheit unaufhaltsam vordringen und sich, ehe er sich's versieht, den Hals brechen. Diesen Augenblick wollen wir geduldig abwarten."

„Und was soll Sachsen mittlerweile anfangen?"

„Sachsen? ... Ihr erinnert mich an mein Volk .... Es leidet, ist schwer bedrückt, ich weiß es ... doch dem läßt sich jetzt nicht abhelfen. Uebrigens gleicht das Volk dem Grase; heuer wird es mit Füßen getreten, im nächsten Jahre grünt es um so schöner."

„Aber, Sire, Ihr redet von Menschen! .."

„Nein, nur vom Pöbel! Wie könnte man sich um diesen kümmern, da so ernste Interessen auf dem Spiele stehen!"

Die Audienz war zu Ende. Der General verbeugte sich und schritt nach dem Ausgang.

„Weiß sonst niemand um Eueren Plan?" fragte der König.

Schulenburg blieb neben der Schwelle stehen und erwiderte: „Meine Officiere haben ihn entworfen. Ich weiß auch, daß General Flemming ihn billigt und der Meinung ist . . . .“

August fiel ihm in die Rede und fragte besorgt: „Alle Welt spricht also schon davon?“

„Bis jetzt wissen es nur Wenige.“

„Sorgt, daß die Sache nicht ruchbar werde, General. Gott befohlen!“

Schulenburg verließ nach einer Verbeugung das Zimmer. Der König sank in einen Lehnstuhl und sah nachdenklich vor sich hin. Er sann über seine Großmuth nach, die ihm nach der Auslieferung Patkul's wundernehmen mochte.

---

## 11.

## Meister Böttcher's Erfindung.

Als August an demselben Abend die Cosel besuchte, theilte er ihr, seiner Gewohnheit, ihr nichts zu verheimlichen, treu bleibend, den Plan Schulenburg's und das am Morgen mit dem General gepflogene Gespräch mit, ohne zu ahnen, daß seine Geliebte diesen Plan nicht nur billigte, sondern ihn mit ausgedacht hatte und eifrig bemüht gewesen war, ihn zu verwirklichen, ja daß sie sich mit dem Gedanken trug, ihn ausführen zu lassen, ob der König es nun billige oder nicht. Gräfin Cosel ging sogar weiter als die übrigen Verschwörer, sie wollte den verhaßten Eroberer nicht bloß überfallen und auf den Königstein bringen, sondern auch hinrichten lassen.

Die Weigerung des Königs, Schulenburg's Plan gutzuheißen, erzürnte sie nicht wenig. Sie sprang von ihrem Lehnstuhl auf und rief: „Das ist nicht möglich! Wie, Sire, Ihr wolltet

die Gelegenheit von Euch weisen, sich an diesem Räuber, der Euch so sehr gedemüthigt, zu rächen? Ihr müßt Schulenburg Euere Einwilligung ertheilen!"

„Ich werde es nicht thun," erwiderte August in trockenem Tone. „Weshalb? Weil ich überzeugt bin, daß sich Jemand finden wird, der mich an dem Uebermüthigen rächt, ohne daß ich mich bloßstelle. Reden wir nicht weiter davon!"

Gräfin Cosel erkannte an dem Tone von August's Stimme, an seinen zusammengezogenen Brauen, daß er in diesem Augenblicke von dem gefaßten Entschluß nicht abzubringen sei, und lenkte als kluge Frau das Gespräch in andere Bahnen. Nachdem die Gräfin von Diesem und Jenem gesprochen, erkundigte sie sich nach Böttcher, dem Alchymisten, der, in einer der Basteien des Schlosses wohnend, noch immer zugleich als Gefangener und als vornehmer Cavalier behandelt wurde; denn August hatte die Hoffnung, daß der Alchymist das große Werk vollenden werde, noch nicht aufgegeben.

Meister Böttcher lebte nun schon seit mehreren Jahren auf Kosten des Königs als großer Herr. Außer der Freiheit fehlte ihm nichts. Seine Zimmer waren aufs reichste ausgestattet; er besaß einen sehr gut unterhaltenen Garten, dessen Beete mit den schönsten und seltensten Blumen geschmückt waren, durfte zu seiner Zerstreuung auf dem um das Schloß und die Festung herumführenden Weg spazieren gehen und so viele Gäste einladen, als er wollte. Er selbst mochte längst überzeugt sein, daß er das große Geheimniß niemals entdecken werde; in Fürstenberg und dem König aber, der ihm um keinen Preis die Freiheit schenken wollte, hielt er noch immer die Hoffnung wach, daß das Werk gelingen werde.

Gräfin Cosel, welcher Böttcher täglich seine schönsten Blumen sandte, um sich die Gunst der allmächtigen Dame zu erwerben, hegte schon längst den Wunsch, das Laboratorium

des Alchymisten in Augenschein zu nehmen. August hatte jedoch bislang diesen Besuch immer vertagt. Heute aber bat die schöne Frau so dringend, der König möge sie zu Böttcher führen, daß August ihr willfahrte.

Er trat an das Fenster und machte Meister Fröhlich, der unten im Hofraume mit einigen Höflingen seinen Scherz trieb, ein Zeichen, daß er heraufkommen möge.

Wenige Minuten später stand der Hofnarr, über dem dicken Bäuchlein die Hanswurstjacke, auf dem Rücken den ungeheuer großen silbernen Kammerherrnschlüssel, vor seinem königlichen Gebieter.

Dieser sagte zur Gräfin: „Meister Böttcher müssen wir unseren Besuch ankündigen. Wenn wir unangemeldet bei ihm erschienen, dürften wir ihn in lockerer Gesellschaft antreffen ... Höre, Fröhlich!“ fuhr er gegen diesen gewendet fort, „ich ernenne Dich zu meinem Kämmerer. Man soll nicht sagen können, daß Du diesen schweren Kammerherrnschlüssel umsonst trägst. Walte also Deines Amtes, das nur wenige Stunden währen soll, und gehe nach der Jungfernbastei, um Meister Böttcher zu melden, daß die Göttin Diana in wenigen Minuten bei ihm erscheinen wird ...“

„Begleitet von Herkules-Apollo,“ fügte Gräfin Cosel in scherzendem Tone hinzu.

Meister Fröhlich aber sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Ich will gleich den ganzen Olymp anmelden.“ Hierauf verneigte sich der Hofnarr auch vor dem König und verließ in der steifen Haltung eines von der Wichtigkeit seines Amtes durchdrungenen Kammerherrn den Salon.

Der Alchymist gab gerade ein großes Diner. An der reichbesetzten Tafel bemerkte man neben Freund Fürstenberg den Cabinetsrath Nehmitz und den berühmten Tschirnhausen, der ein eifriger Liebhaber der Alchymie war.

Das Zimmer, in welchem sich die heitere Gesellschaft befand, nahm den ersten Stock der „Jungfernbastei“ ein und war mit eleganten Möbeln, Spiegeln, Credenzen, Statuen und Bronzen aufs glänzendste ausgestattet. An der Decke prangte goldener Zierat, die massiven Mauern waren mit kostbaren, persischen, blumendurchwirkten Seidentapeten bekleidet, welche die in das Laboratorium hinab- und zu dem Schlafzimmer des Alchymisten hinaufführenden Thüren kunstvoll verhüllten.

An der munteren Tafel fiel Böttcher durch seine männlich schönen, ausdrucksvollen, heiteren Gesichtszüge auf. Er war so reich gekleidet, sein Antlitz war so blühend, daß man ihn eher für einen vornehmen, lebensfrohen Gast gehalten hätte als für den berühmten gefangenen Alchymisten, den Besitzer tiefer Geheimnisse. Auf dem Gesichte des jungen Mannes, der voll Witz und Geist die Fröhlichsten an Heiterkeit überbot, war keine Spur jener Ermüdung und Erschöpfung zu entdecken, wie sie die Folge von in wissenschaftlichen Forschungen verbrachten Nächten zu sein pflegt.

Soeben hatten die Herren auf das Wohl des vielgeliebten Alchymisten getrunken und war dieser aufgestanden, um für den ihm gebrachten Toast seinen Dank auszusprechen, als der Hofnarr des Königs im Rahmen der Thür erschien.

„Sieh' da, Fröhlich!“ riefen mehrere Stimmen zugleich. „Was suchst Du hier?“

„Gemach, meine Herren! Vor Euch steht nicht der Possenreißer Fröhlich, sondern ein Abgesandter des Königs, der mich für heute zu seinem Kammerherrn ernannt hat. Als solcher melde ich, daß Diana und Herkules den großen Alchymisten Böttcher mit ihrem Besuch beehren werden und mir auf dem Fuße folgen. Dixi!“

Bei diesen Worten stieß der Hofnarr mit seinem Stock auf den Boden.

Die Gäste hatten sich mittlerweile erhoben und verließen jetzt eiligst den Saal. Nur Fürstenberg und Nehmitz waren geblieben, um mit Böttcher die Tafel wegzuräumen.

Eine Viertelstunde später hatte der Raum ein anderes Ansehen; die Stühle standen an ihrem Platze, der Boden war mit Blumen bestreut, große Sträuße schmückten Etagèren und Tischchen, und der Alchymist selbst, einige duftende Orangenblüthen in der Hand, harrte auf der Schwelle seiner hohen Besucher, die alsbald erschienen.

Als Böttcher der schönen Gräfin ansichtig wurde, beugte er das Knie und sprach:

„Den Göttern huldigt man knieend und kann ihnen nur Weihrauch und Blumen darbringen.“

Gräfin Cosel nahm lächelnd die Blüthen, welche ihr der Alchymist reichte, und trat, gefolgt von dem Könige und Böttcher, in den dämmerigen Saal. Nachdem Lichter herbeigebracht worden waren, schaute die reizende Frau neugierig im Zimmer umher und drückte alsdann ihr Staunen darüber aus, daß nirgends eine Spur von dem großen Arcanum zu entdecken sei. August erklärte ihr, daß der Alchymist nicht hier, sondern im Laboratorium der Scheidekunst obliege.

„Was ich aber sehen möchte, ist gerade das Laboratorium,“ sagte die junge Frau.

„Ach, Gräfin, es ist nur eine dunkle Höhle, worin eine dumpfige Luft herrscht, welche eine Göttin nicht einathmen darf.“

„Wohl aber eine neugierige Frau,“ meinte die Gräfin, und blickte zu dem König auf.

Dieser sah Fürstenberg fragend an. Der Günstling behauptete, die Stiege, welche zu dem Laboratorium hinabführte, sei zu finster für die zarte Gräfin.

Die schöne Frau zuckte aber mit den Achseln, wendete sich von dem Zaudernden ab und sagte zu Böttcher: „Vorwärts, Meister! Die Götter befehlen es!“

Da der König schwieg und den Wunsch seiner Geliebten erfüllen zu wollen schien, verbeugte sich der Alchymist vor der Gräfin, erfaßte mit der Linken einen Leuchter und drückte mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf einen in der Wand eingefügten Knopf von Bronze, den die Uebrigen bis dahin nicht bemerkt hatten. Eine Thür that sich geräuschlos auf. Böttcher ging voraus, der König reichte Gräfin Cosel die Hand, um sie über die steile, unbequeme Stiege hinabzugeleiten.

Der Alchymist öffnete eine am Fuße der Treppe liegende Thür aus massivem Eisen und führte seine hohen Besucher in einen ungeheueren, von einer angeschwärzten Decke überwölbten Saal ein. Neben den riesenhaften Pfeilern, auf welchen die Wölbung ruhte, standen die mit Tiegeln, Retorten und allerlei seltsam geformten Gefäßen bedeckten Glühöfen. Auf den Regalen an den Wänden waren Phiolen und Pocale von verschiedener Größe aufgestellt, auf den eichenen Tischen, welche den mittleren Raum des Saales einnahmen, lagen in buntem Durcheinander uralte Bücher in Schweinsleder gebunden und mit messingenen Klammern versehen, Werkzeuge, Pergamente und wunderlich geformte, merkwürdige Gegenstände, von denen man nicht begriff, wozu sie dienen könnten.

Der Anblick war so ernst und düster, so imponirend, daß die Gräfin, leise zusammenschauernd, den Arm des Königs nahm, der gedankenvoll umherblickte. Die geheimnißvolle Stätte, wo dereinst die überschwänglichsten, jahrelang von ihm genährten Hoffnungen sich erfüllen, die goldenen Träume, denen er seit Jahren nachhing, sich verwirklichen sollten, schien ihm eine Art von Ehrfurcht einzuflößen. Während seine Blicke so umherschweiften, fiel ihm plötzlich ein in einem Winkel stehender Tisch

auf. Dort stand eine Reihe kleiner Tassen aus Porzellan, welche die Farbe und den Glanz des Jaspis hatten. Und August der Starke, der bekanntlich ein großer Porzellanliebhaber war und seine besten Soldaten gern gegen Chinavasen eingetauscht hätte, stürzte zu dem Tische hin, ergriff eine der kleinen Tassen und betrachtete sie von allen Seiten, wobei seine Züge ebenso viel Ueberraschung als Freude ausdrückten.

„Was ist das Böttcher?“ rief er. „Es scheint chinesisches Porzellan zu sein, die Form der Tassen verräth aber, daß sie nicht aus China stammen.“

„Es ist Porzellan, Sire, das ich selber verfertigt,“ erwiderte der Alchymist ruhig.

„Wie, Du solltest diese reizenden Täßchen angefertigt haben? Es ist nicht möglich — gestehe nur, daß Du Dir einen Scherz zu machen erlaubtest!“

Anstatt zu antworten, holte der Alchymist einige Untertassen und reichte sie der Gräfin mit einer tiefen Verbeugung.

„Also wirklich Dein Werk,“ fuhr der König fort. „Böttcher, Du bist in der That ein Zauberer, denn nur ein solcher konnte das Geheimniß der Chinesen entdecken! Bis Du die Kunst erlernst, Gold zu brauen, sollst Du Porzellan fabriciren. O Böttcher! warum hast Du mir niemals gesagt, daß ein so kostbares Talent in Dir steckt?! Wußtest Du denn nicht, daß ich für einige Vasen und Becher mit dem polnisch-sächsischen Wappen den braven Chinesen fünfzigtausend Thaler ausgezahlt, daß ich meine ungeheuren Vasen von japanischem Porzellan gegen ein prächtiges Dragonerregiment von dem König von Preußen erhandelt habe?“

„Ich bitte Euch nicht zu vergessen, königlicher Herr, daß dies nur ein Versuch ist,“ sagte Böttcher, auf die Täßchen weisend.

„Ein Erfolg, willst Du sagen," verbesserte der König. „Das erste Tafelservice sollst Du der Göttin Diana zu Füßen legen. Gehe bald ans Werk!"

Damit wandte sich August gegen die Gräfin mit der Bitte, eines der Täßchen zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag mitzunehmen, und verließ dann mit ihr das Laboratorium Johann Friedrich Böttcher's.

Dieser Tag war für Sachsen in der That ein denkwürdiger. Der Erfindung Böttcher's verdankt das Land unermeßliche Reichthümer. Der Alchymist hatte da eine wahre Goldmine entdeckt. Diesem unvergeßlichen Tage folgte gar bald ein wohl nicht so segensreicher, doch nicht weniger ereignißvoller.

Obwohl Schulenburg den Plan, Karl XII. zu überfallen und auf den Königstein zu bringen, nach dem mit König August gepflogenen, dem Leser schon bekannten Gespräche aufgegeben hatte, so war doch das Leben des Schwedenkönigs insoferne nicht außer Gefahr, als Flemming und Gräfin Cosel noch immer auf Rache sannen und Karl durch seine an Verwegenheit grenzende Unvorsichtigkeit seinen Feinden häufig die Gelegenheit bot, sich an ihm zu rächen. Fast hatte es den Anschein, als habe er von dem geplanten Anschlag Wind bekommen und wolle den Sachsen beweisen, daß sie ihm keine Furcht damit eingeflößt hätten, denn seine Vermessenheit ging so weit, daß er meistens ohne Gefolge, ohne Escorte das Land durchstreifte.

Wie unvorsichtig der junge König auch war, so fiel es doch niemanden ein, daß er es wagen könnte, seine Feinde in ihrer Behausung, in Dresden, aufzusuchen. Eine solche Tollkühnheit hätte ihn bei der herrschenden Erbitterung der Gemüther theuer zu stehen kommen können, denn es war nichts weniger als unwahrscheinlich, daß die Dresdener durch eine verzweifelte That, der vielen Trübsale und Demüthigungen wegen, die er ihnen in den letzten Jahren bereitet hatte, sich an ihm rächen

würden. Freilich hatte während der Regierung August's II. das Wohlleben die Bevölkerung verweichlicht und verderbt, ihr ihre frühere Energie geraubt.

Am 1. September — an dem Tage, wo der mit dem Kaiser von Oesterreich zu Gunsten der Protestanten in Schlesien abgeschlossene Vertrag unterfertigt worden war — hatte Karl XII. Altranstädt endlich verlassen, in der Absicht, seinem Heere nachzuziehen, das schon am 15. August aufgebrochen war, um über Schlesien und Polen gegen Norden zu rücken.

Der größte Theil der schwedischen Truppen hatte den sächsischen Boden bereits geräumt. Am 6. September standen nur noch einige die Nachhut bildende Regimenter in der Nähe von Leipzig.

Der König von Schweden hatte in Oberau bei Meißen Nachtquartier gehalten. Am frühen Morgen, der gar prächtig war, unternahm er mit ganz geringer Begleitung einen weiten Spazierritt. Während desselben tauchten bei einer plötzlichen Wendung des Weges die Kirchenthürme und Mauern Dresdens am Horizont auf. Karl hielt sein Pferd an und betrachtete mit gedankenvoller Miene eine lange Weile die Hauptstadt. Dann wendete er sich zu den Officieren, welche ihn begleiteten, und rief:

„Meine Herren, die Stadt liegt so nahe, warum sollten wir unseren Spazierritt nicht bis dorthin ausdehnen?"

Es mochte 3 bis 4 Uhr Nachmittags sein, als die kleine Schaar vor dem geschlossenen Stadtthore hielt und Einlaß begehrte.

Ein Trabant, sagten sie zu dem wachehabenden Officier, verlange vor König August geführt zu werden, um Sr. Majestät ein Schreiben Karl's XII. zu überreichen.

Wenige Minuten später betraten der König und seine Officiere die Hauptwache. Flemming, der zufällig auf derselben

sich befand, war starr vor Staunen, als er in dem vermeintlichen Trabanten des Schwedenkönigs Karl XII. erkannte. Der Zufall schien seinen mörderischen Plan zu begünstigen. Fast hätte der General vor Freude darüber die Fassung verloren. Sich gewaltsam zusammennehmend, erbot er sich, die schwedischen Officiere zum König zu geleiten.

Zu dieser Stunde befand sich König August meistens im Zeughause. Dort gab er sich der Kurzweil hin, die er so sehr liebte und die bekanntlich darin bestand, seine herkulische Kraft zu üben. Auch heute war er mit seiner steten Begleiterin, der Gräfin Cosel, dort. Eben hatte der starke Mann, der seine Riesenkraft zu Niemandes Nutz und Frommen zu gebrauchen liebte, ein Hufeisen in zwei Stücke gebrochen, als heftig an die Thür gepocht wurde.

„Herein!" rief August der Starke, und blickte nach dem Ausgange.

Da erschien der König von Schweden auf der Schwelle. Hinter ihm stand Flemming, der seinem Gebieter durch bedeutsame Zeichen zu verstehen gab, daß er nur auf einen Wink von seiner Hand warte, um sich des Unvorsichtigen, Tollkühnen zu bemächtigen. Auch Gräfin Cosel, die neben August stand, raunte diesem die Worte zu: „Ein Fingerzeig Gottes! Hütet Euch, ihn nicht zu befolgen."

Karl, der an den versteinert Dastehenden herangetreten war, mochte errathen haben, was die stolze Gräfin ihrem königlichen Geliebten zugeflüstert; denn er warf, nachdem er diesen auf das freundlichste begrüßt hatte, einen stechenden Blick auf sie und wandte sich dann, eine Frage in den Augen, von neuem gegen den sächsischen Fürsten.

König August, der sich von seiner Verwunderung mittlerweile erholt hatte, bat die Grafin in kaltem Tone, ihn mit dem König von Schweden allein zu lassen, und verwandelte diese

Bitte in einen Befehl, nachdem Gräfin Cosel mit einer stolzen Kopfbewegung ihm zu verstehen gegeben, daß sie nicht willens sei, sich zurückzuziehen.

Die schöne Frau gehorchte, nicht ohne einen Blick voll Haß auf den schwedischen König zu werfen, der eine Rüstung in einer Fensternische aufmerksam betrachtete, um sich den Anschein zu geben, als höre und sähe er nicht, was um ihn her vorgehe.

Nachdem Gräfin Cosel den Saal verlassen hatte, sagte Karl mit einem Anfluge von Ironie zu August, der mit bezauberndem Lächeln sich ihm näherte: „Ich habe Euere Riesenkraft oft rühmen hören, mein Bruder, und es würde mich außerordentlich freuen, wenn Ihr auch mich durch dieselbe in Erstaunen setzen wolltet."

August nahm eine Eisenstange vom Boden auf und bat König Karl, er möge ihm seine Hand reichen. Dieser streckte seine Rechte aus, während August die Eisenstange in seiner Hand zu einem Reif bog. Diesen Reif legte er dem Schwedenkönig an und zerbrach ihn dann, gleichsam spielend, in zwei Stücke.

Die Beiden blickten sich schweigend in die Augen. Ohne ein Wort zu sprechen, warf der sächsische Herkules den Ring beiseite und König Karl ging, die Waffen des Arsenals zu besichtigen.

„Waffen genug habt Ihr," meinte der Schwede. „Wie schade, daß so Wenige in diesem Lande sie zu gebrauchen verstehen."

Hierauf verfügten sich die beiden Monarchen in das Schloß. König Karl wünschte der Familie August's, die vor Kurzem nach Dresden zurückgekehrt war, einen Besuch abzustatten.

Inzwischen hatte sich in der Stadt die Nachricht verbreitet, daß Karl XII. in Dresden sei. Das Volk war hierüber in Bewegung gerathen; die Einwohner, namentlich die protestantischen, liefen in den Straßen zusammen, es verlangte sie, denjenigen

Mann zu sehen, der sich jüngst um ihre Glaubensgenossen in Schlesien so verdient gemacht hatte.

Flemming traf die nöthigen Anordnungen, um zu verhüten, daß ihm der Schwedenkönig entkomme. Er kam, um uns zu verhöhnen, sagte er bei sich, das soll er büßen. Auf allen Straßen und Plätzen wurden Soldaten aufgestellt, ein Theil der Cavallerie lauerte aber auf der nach Meißen führenden Landstraße auf den König von Schweden. Für den Fall, als August der Starke sich so schwach erweisen würde, seinen Feind entwischen zu lassen, sollte dieser auf offener Straße außerhalb der Stadt umzingelt und gefangen genommen werden.

Als Karl XII. an der Seite August's vom Arsenal nach dem Königspalaste ritt, schloß er aus dem geschäftigen Kommen und Gehen der Hofleute, aus der zusammengelaufenen Menge, aus den aufgestellten Truppen, kurz, aus dem erregten Aussehen der Stadt, daß er in der Gefahr stehe, seine Freiheit, vielleicht sein Leben zu verlieren. Das hinderte ihn jedoch nicht, der Königin einen langen Besuch abzustatten.

Während König Karl sich mit der hohen Frau unterhielt, gelang es Flemming, seinen königlichen Gebieter auf die Seite zu ziehen.

„Majestät," begann er mit bebender Stimme, „die Stunde der Heimzahlung hat geschlagen. Der Schwede ist in Euerer Macht."

„Er vertraut meiner Loyalität und meiner Ehre, darum soll ihm nicht ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werden," lautete die Antwort August's.

„Euer Majestät gedenken sich gegen einen so unerbittlichen Feind großmüthig zu erweisen? Nein, das werde ich nicht dulden, ich werde mein Volk für die vielen Drangsale der letzten Jahre rächen — und sollte mein Ungehorsam mich den Kopf kosten!" rief Flemming aus.

„Es handelt sich jetzt nicht um Deinen Kopf, sondern um meine Ehre, hörst Du? Ich verbiete Dir, auch nur das Mindeste ohne meinen ausdrücklichen Befehl zu unternehmen.“

„Dann bleibt mir nichts zu thun übrig, als Euer Majestät den Degen zu überreichen, der Euch nicht mehr vonnöthen ist,“ sagte trotzig der General, indem er Anstalt machte, seinen Degen aus der Kuppel loszulösen.

König August legte die Hand auf den Arm des Generals und sagte mit einem gebietenden Blick: „Lass' das, Flemming, und vergiß nicht, wer ich bin, vergiß nicht, daß hier niemand außer mir befugt ist, Befehle zu ertheilen.“

Flemming's Blut kochte. Er blickte kühn in die zornfunkelnden Augen des starken August und sagte in fürchterlichem Tone: „Und Euch wird Sachsen verloren gehen, ebenso wie Euch Polen verloren ging.“

Nach diesen Worten verließ General Flemming den Saal, während König August mit sorglosem Gesichtsausdruck zu seinem hohen Gaste zurückkehrte, der sich eben von der Königin verabschieden wollte. August vermochte ihn, seinen Besuch zu verlängern; er ließ köstliche Erfrischungen herbeibringen und war wie immer von bestrickender Liebenswürdigkeit. Auch Karl gab sich Mühe, artig zu sein und arglos zu erscheinen, er ließ sich jedoch keinerlei Erfrischungen aufdrängen.

Gräfin Cosel war während dieser Vorgänge in der höchsten Aufregung. Dem treuen Zaklika eröffnete sie, daß sie den verhaßten Schweden an irgend einer Straßenecke erschießen werde. Zaklika war über diese Aeußerung nicht wenig erschrocken. Die fieberhafte Aufregung seiner Gebieterin ließ ihn befürchten, daß ihre Worte mehr als eine leere Drohung waren. Er beschwor sie, von ihrem mörderischen Plane abzustehen, der insofern die Stadt in Aufruhr versetzen würde, als das Volk, welches auf den Straßen und Plätzen wimmle und sich an den Schweden-

könig herangedrängt hatte, diesen nicht als einen Feind betrachte, sondern als eine Stütze des Protestantismus, daß das Volk in ihm den Schirmherrn seiner schlesischen Glaubensgenossen sehe.

Zaklika täuschte sich nicht; das Volk in den Gassen war Karl XII. nichts weniger als feindlich gesinnt, und August, der seine Sachsen genau kannte, wußte wohl, daß ein Attentat auf das Leben oder die Freiheit des protestantischen Monarchen nicht ohne schlimme Folgen bleiben würde und es schon aus diesem Grunde angezeigt war, eine solche Gewaltthat zu unterlassen.

König August geleitete Karl XII., nachdem er sich von der Königin verabschiedet hatte, durch die menschenerfüllten Straßen der Hauptstadt, in welchen eine unheimliche Grabesstille herrschte. Es war, als ob die tausend und abertausend Menschen, welche die beiden Seiten der Straße und alle Fenster der Häuserreihen besetzten, den Athem anhielten. Sie schienen kein Wort, das von den Lippen der königlichen Reiter kommen würde, verlieren zu wollen. Diese aber schwiegen während des ganzen Rittes. Für die Salven, welche zu Ehren Karl's XII. auf August's Befehl gegeben wurden, neigte Jener gegen Diesen dankend das Haupt, ohne ein Wort zu sprechen. Am Stadtthor, das an der nach Meißen führenden Landstraße liegt, angelangt, wollte Karl von August Abschied nehmen, dieser aber, der Flemming zu gut kannte, um nicht zu vermuthen, daß der General außerhalb der Stadt über König Karl herfallen würde, wenn er diesen allein ziehen ließe, gab ihm bis Neudorf das Geleite, um seine eigene Ehre zu retten und seinen Gegner vor einem Ueberfall zu bewahren.

In Neudorf reichten sich die beiden Könige zum Abschied die Hände. Nachdem sie die letzten Worte miteinander gewechselt hatten, gab Karl seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. August blickte ihm nach und fragte sich im Stillen, ob er recht gethan, der Stimme der Ehre gefolgt zu sein. . . . Da kam

ein Mann zu Pferd an ihn herangesprengt. Es war General Flemming, der in dem an die Landstraße grenzenden Wäldchen auf den König von Schweden gelauert hatte.

„Wenn Euere Majestät glauben,“ rief der General mit flammenden Augen, „daß die Welt diesen Act der Großmuth bewundern, daß derselbe die Auslieferung Patkul's sühnen werde, so täuscht Ihr Euch! Lachen werden die Menschen darüber ...“

„Schweig', Flemming!“ befahl der König. Dabei wendete er dem General den Rücken, kehrte in Galopp nach Dresden zurück und begab sich in das Palais der vier Jahreszeiten, wo er von Gräfin Cosel, die über das Betragen des König fast noch mehr erzürnt war als Flemming, mit Thränen und bitteren Vorwürfen empfangen wurde.

„Ihr wagt es, Euch mir zu nähern,“ rief die Cosel mit Heftigkeit, „nachdem Ihr meine Rathschläge nicht befolgt und eine heillose Thorheit begangen habt, indem Ihr an Euerem Feinde nicht Rache geübt .... Mit einem Schlage hättet Ihr ihm vergelten können, was er Euch, was er Euerem Volke angethan! Statt dessen .... O ich kann es kaum aussprechen — ließet Ihr ihn unversehrt von dannen ziehen! Dem starken August scheint der schwedische Barbar Furcht eingeflößt zu haben! Schämt Euch ...“

Hier brach sie in leidenschaftliches Schluchzen aus. Der König aber warf sich, sichtlich gelangweilt, in einen Lehnstuhl und sagte trocken:

„Ich konnte es nicht über mich bringen, mich auf eine so schmachvolle Weise an meinem Feinde zu rächen. Was ich gethan, bereue ich keineswegs. Ein Anderer wird ihm heimzahlen!“

„Das walte Gott!“

Am folgenden Tage legte August, von seiner Umgebung, die ihm wegen seiner Handlungsweise gegenüber dem Schwedenkönig herbe Vorwürfe machte, gedrängt, die Sache einem Kriegs-

rath vor. Die mit General Flemming übereinstimmenden Officiere äußerten sich dahin, daß ein Mann, dessen Gewaltthätigkeiten so oft die Rechte der Völker verletzt hatten, wenn er einmal seinen Feinden in den Weg laufe, nicht Anderes verdiene, als gefangen genommen zu werden und den Gefahren seiner Lage so lange ausgesetzt zu bleiben, als er sich weigerte, diejenigen Bedingungen zu erfüllen, welche man ihm aufzuerlegen als billig finden sollte.

König August schwieg, als er dieses Verdict vernahm.

Es wird behauptet, daß der schwedische Gesandte bei der Nachricht von dem abgehaltenen Kriegsrath ausgerufen habe: „Ganz ohne Frage wurde in dieser Sitzung darüber debattirt, was nur am Tage zuvor hätte ausgeführt werden können!“

**Ende des ersten Bandes.**

# Inhalt des ersten Bandes.

Kraszewski, Józef Ignacy,

Am Hofe August des Starken (die Gräfin Cosel) Historischer Roman

Bd.: 1

(1893)